

# DOKUMENTATION

Nr. 01 (12/2007)

Haus am Schüberg  
Kirchenkreis Stormarn



FACHTAGUNG

Evangelische  
**Kirche-**  
*interkulturell?!*

**FACHTAGUNG am 29. 11. 2007**  
von 10 - 16 Uhr  
im Haus am Schüberg  
in Ammersbek

## Vorwort

Die Fachtagung „*Evangelische Kirche interkulturell?!*“ zielte darauf, die Herausforderungen, die Globalisierung, Migration und Integration in vielen kirchlichen und diakonischen Arbeitsfeldern mit sich bringen, deutlicher ins Bewusstsein zu rücken und in ihrer ganzen – auch kirchlichen - Breite klarer zu erkennen.

Dabei ging es in erster Linie nicht darum, Antworten zu finden, sondern Fragestellungen und Aufgaben zu formulieren.

In der Vorankündigung zur Fachtagung hieß es:

*Viele evangelische Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen gestalten ihre Arbeit inmitten eines multikulturellen Umfeldes. So liegt etwa der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund in manchen evangelischen Kindertageseinrichtungen weit über fünfzig Prozent. Auch in der Jugendsozialarbeit und in anderen diakonischen und ökumenischen Arbeitsfeldern sind solche Zahlen heute keine Seltenheit mehr. Für die Mitarbeitenden in den Kirchengemeinden und Einrichtungen gewinnen grundsätzliche Fragestellungen immer mehr an Bedeutung:*

*Wie und mit welchen Zielen entwickeln wir unsere Arbeit im Spannungsfeld unterschiedlicher kultureller und religiöser Identitäten?*

*Wie erlangen wir die notwendige interkulturelle Kompetenz, um in diesem Spannungsfeld produktiv arbeiten zu können?*

*Wie kann sich in diesen Kontexten das spezifisch evangelische Profil entfalten, ohne ausgrenzend zu sein?*

*Die Fachtagung will ein Auftakt sein, um den Prozess der Positionierung der evangelischen Kirche und der Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft zu begleiten und zu qualifizieren.*

Der Vorbereitungskreis, bestehend aus Dr. Mirjam Freytag (KED), Bettina Clemens (DW-HH), Renate Wegner (DW-SH) und Sönke Ullrich (Kirchenkreis Stormarn) unterstützt durch Detlef Görrig (NWZ), Martina Severin-Kaiser (NEK) und Fanny Dethloff (NEK), ist der Meinung, dass die Fachtagung ein gelungener Auftakt war, dem im Jahr 2008 weitere Veranstaltungen und Vorhaben folgen sollten - demnächst werden dazu einige ausführlichere Vorschläge gemacht.

Die Dokumentation der Fachtagung „*Evangelische Kirche interkulturell?!*“ gibt die Beiträge – wenn nicht anders gekennzeichnet – im gesprochenen Wortlaut wieder.

Der zentrale und bedeutsame Vortrag von Sebastian Borck wurde in die Dokumentation eingearbeitet und als eigene PDF-Datei der Dokumentation beigelegt, um für den weiteren Gebrauch in Arbeitszusammenhängen besser nutzbar zu sein. Die Beiträge aus den Arbeitsgruppen wurden von den ModeratorInnen angefertigt.

Einige der Texte, auf die direkt oder indirekt Bezug genommen wurde, sind der Dokumentation als ANLAGE beigelegt.

Auf Nachfrage kann auch eine Tondokumentation der Plenumsbeiträge im MP3-Format geliefert werden.

Sönke Ullrich

## INHALTSVERZEICHNIS

01. Pastor Sönke Ullrich, Begrüßung	04
02. Propst Horst Gorski, Einführung	05
03. Stadtpastor Sebastian Borck, „Kirche mit Anderen“	07
04. Pastor Sönke Ullrich, Überleitung in die Gruppenarbeit	18
05. Dr. Mirjam Freytag, Fragen an die Nordelbische Ebene	18
06. Propst Jürgen Bollmann – Vorstand NMZ	19
07. Landespastorin Petra Thobaben – DWSH	21
08. Pastor Dr. Ingo Habenicht – Vorstand Hilfswerk DWHH	23
09. Pastorin Martina Severin-Kaiser – Ökumenebeauftragte der NEK	26
10. Fragen aus den Arbeitsgruppen und Antworten von der Nordelbischen Ebene	27
11. Arbeitsgruppen zu ausgewählten Arbeitsfeldern	31
AG Interkulturelle Gemeindegemeinschaft	31
AG Fremdsprachige Gemeinden	33
AG Christlich-Islamischer Dialog	35
AG Diakonie	36
AG Kindertageseinrichtungen	37
AG Partnerschaftsarbeit	38
AG Kirchliche Flüchtlingsarbeit	39
12. Bettina Clemens – DWHH, Schlusswort	41

## Anlagen

- A Flyer zur Fachtagung
- B DW der EKD, Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft „Mitten im Leben“  
Rahmenkonzeption Migration, Integration und Flucht
- C Andreas Lipsch und Thomas Eppenstein, Migration Integration und  
interkulturelles Zusammenleben
- D Thesen Andreas Lipsch
- E Ökumenekonzept für den Kirchenkreis HH-Ost
- F Migration und Kirche 1998
- G Adressenliste (Teilnehmende)
- H Vortrag Sebastian Borck, Kirche mit Anderen

Plenumsbeiträge (MP3-Aufnahmen)

## 01. Begrüßung

Pastor Sönke Ullrich, Studienleiter im Haus am Schüberg (KK Stormarn)

Ich begrüße Sie ganz herzlich zu unserer Fachtagung „Kirche interkulturell“ – Fragezeichen, Ausrufezeichen. Mein Name ist Sönke Ullrich, ich bin Studienleiter hier im Haus am Schüberg und möchte Sie ganz herzlich im Namen unseres Bildungszentrums willkommen heißen.

Ich möchte Sie ganz kurz einführen in den heutigen Tag und werde dann weitergeben an Propst Gorski, der in die Fachtagung einführen wird.

Viele von Ihnen haben wahrscheinlich auch Andreas Lipsch hier erwartet, der sich in der „Szene“ einen Namen gemacht hat und angekündigt war – leider musste er kurzfristig wegen einer Erkrankung absagen.

Wir standen vor der Frage, wie wir so kurzfristig einen anderen Referenten finden sollten, hatten dann aber eine Idee. Es gibt ja einen hier in Hamburg und Nordelbien, der schon viele Jahren in diesen verschiedenen Fragestellungen unterwegs ist: Sebastian Borck.

Und Sebastian, vielen Dank, dass du dich so kurzfristig bereit erklärt hast, den Part von Andreas Lipsch zu übernehmen.

Nach dem Vortrag von Sebastian Borck, den wir nicht im Plenum diskutieren wollen, sollen in Arbeitsgruppen die wesentlichen Fragestellungen des Vortrags diskutiert werden und jeweils zwei Fragen formuliert werden, die dann nach der Mittagspause an die Nordelbische Ebene gerichtet werden.

Die Nordelbische Ebene wird vertreten von Propst Bollmann, Landespastorin Thobaben und Dr. Habenicht vom DW HH. Herr Vogelmann, Dezernent im Kirchenamt, musste kurzfristig ins Baltikum reisen und wird von der Ökumenebeauftragten der NEK, Pastorin Severin-Kaiser vertreten.

Danach wollen wir wiederum in Arbeitsgruppen bestimmte Arbeitsfelder näher betrachten und dabei Fragestellungen und Ziele für die zukünftige Arbeit formulieren. Diese sollen dann zum Schluss nicht mehr im Plenum vorgetragen werden, sondern wie die gesamte Tagung dokumentiert werden. Die Dokumentation wird dann allen Teilnehmenden als PDF-Datei zur Verfügung gestellt.

Wir betrachten diese Fachtagung als Auftaktveranstaltung, die in der Folge zu weiteren Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen in den verschiedenen Arbeitsfeldern führen soll.

Hier soll es heute vor allem darum gehen, Fragestellungen, Probleme und Ziele zum Thema zu entwickeln.

Vielen Dank!

Ich gebe jetzt weiter an Propst Gorski, der in seiner Funktion als Vorsitzender des Flüchtlingsausschusses der Kirchenleitung und des Fachausschuss Migration des DW HH, in die Fachtagung einführen wird.

## 02. Einführung

Propst Horst Gorski, Vorsitzender des Flüchtlingsausschusses der Kirchenleitung der NEK und Fachausschusses Migration des DW-HH

Auch von meiner Seite aus noch einmal herzlich willkommen zu dieser „Fachtagung evangelische Kirche interkulturell“. Ich wurde schon vorgestellt, in welchen Funktionen ich hier bin. An einer Stelle ist es mir aber wichtig, das zu korrigieren. Fachausschuss Migration im Diakonischen Werk ist zwar richtig, aber das Besondere daran ist, dass das ein Fachausschuss ist, den das DW und die verfasste Kirche gemeinsam bestücken und dort ihre Arbeit auch strukturell zusammengeführt haben. Ich finde, dass dies auch eine der Besonderheiten dieser Tagung ist, dass Vertreter der Verfassten Kirche und der Diakonie sich gemeinsam treffen - auch dafür den Veranstaltenden einen herzlichen Dank.

Evangelische Kirche, Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft, das ist der Standort, den wir mit dieser Veranstaltung genauer zu bestimmen versuchen. Diese Herausforderung wahrzunehmen, dass wir in einer Einwanderungsgesellschaft leben, ist nicht neu und es ist auch nicht neu, diese Herausforderung anzunehmen. Wenn wir allerdings auf die letzten dreißig Jahre zurückblicken, dann müssen wir doch sagen, dass da nicht immer alles gelungen ist. Dass es manches Stückwerk und manche Hilflosigkeit gegeben hat.

Natürlich hat es eine professionelle Reaktion auf diese Entwicklung gegeben: Wir haben eine Nordelbische Flüchtlingsbeauftragte, wir haben den Fluchtpunkt in Hamburg, wir haben die Migration-Sozialberatungsstellen in den Kirchenkreisen – das ist schon viel.

Aber, wenn wir uns umgucken, dann müssen wir auch sagen, dass weite Teile von Kirche und Diakonie versucht haben zu ignorieren in welcher Situation wir uns befinden.

Dann gibt es andere Versuche, die aus einer Mischung aus Hilflosigkeit und Überforderung geboren sind. In vielen Gemeinden sind Menschen, die sich auf den Weg gemacht haben, dann aber auch allein gelassen wurden, weil Strukturen fehlten und die dann manchmal auch resigniert haben. Und, das hat es sicherlich auch immer wieder gegeben, die Seite, die ideologisch überhöht ist und mit großen Illusionen gefordert hat, wir müssten doch!

Aus diesem Bereich stammt auch das Wort „multikulturell“, das ja nicht umsonst ein bisschen verbraucht ist und das wir deswegen auch nicht mehr gebrauchen. Weil das oft eine Mischung aus überhöhtem Anspruch und dann letzten Endes auch Überforderung gewesen ist.

Wir sprechen deswegen von interkulturell, wobei dies neue Wort noch nicht richtig definiert ist. Das wird auch eine der Aufgaben sein. Ich vermute, dass Sebastian Borck dazu nachher etwas sagen wird und dass auch unsere Tagung sich damit beschäftigen wird, das genauer zu definieren, was „interkulturell“ bzw. „interkulturelle Kompetenz“ eigentlich ist.

Pastor Ullrich hat schon gesagt, es soll eine Art Auftaktveranstaltung sein, das will ich noch einmal verstärken. Man könnte sagen, dass das heute so etwas wie ein Startschuss in eine neue Phase für Kirche und Diakonie sein könnte. Nämlich Interkulturalität nicht als etwas der Kirche Wesensfremdes anzusehen, sondern als ihr Eigenes. Deswegen würde ich schon sagen, dass eine Formulierung wie „interkulturelle Öffnung“ eigentlich nicht ganz stimmt. Wenn wir begreifen, dass das Evangelium etwas ist, in dem diese Öffnung ja schon drin steckt, weil das Evangelium sich nicht nur an einen Teil der Menschheit richtet, sondern an die ganze Welt.

Dann müssen wir verstehen, dass „Interkulturalität“ unser eigenes Wesen betrifft, so dass es dafür eigentlich gar keine Öffnung braucht, es sei denn, wir öffnen uns zu einem verloren Teil unseres eigenen Wesens. Vielleicht ist es das ja.

Also ein Startschuss in eine neue Phase, in der Kirche und Diakonie es nicht einzelnen Begeisterten überlassen wollen, auf die Situation in der Einwanderungsgesellschaft zu antworten, sondern dies gemeinsam, geschlossen und kraftvoll tun wollen – in dem Wissen, dass wir das vom Evangelium her tun müssen.

Das ist ein hoher Anspruch. Wenn wir dazu heute einen ersten bescheidenen Baustein legen können, dann wäre das schön.

Auch ich möchte noch einmal ganz herzlich danken, dass du, Sebastian, so kurzfristig eingesprungen bist. Uns verbindet diese Thematik ja schon seit Jahren. Ich weiß, wie sehr du in dieser Thematik verwurzelt bist und wie sehr wir dir zu verdanken haben, dass manche Projekte finanziell und strukturell überhaupt auf den Weg gebracht werden konnten, weil du dazu mitgeholfen hast. Ohne die Mühe, die du bei der Vorbereitung gehabt hast zu schmälern,

gehört es – so wie ich dich kenne – eher zu deinen Aufwärmübungen etwas Kenntnisreiches zu diesem Thema zu sagen. Deswegen bin ich sehr froh, dass wir dich hier heute haben.

Ja, ich wünsche uns gute und vielleicht auch kontroverse und trotzdem untereinander loyale Debatten. Ich hoffe auch auf eine sorgsame Ergebnissicherung – das wurde aber ja auch schon angekündigt, damit diese Tagung wirklich zum Anfang einer neuen Phase in Kirche und Diakonie werden kann. Ich wünsche allen viel Erfolg und dir, Sebastian, nochmals herzlichen Dank für dein Einspringen.

### 03. Kirche mit Anderen

Stadtpastor Sebastian Borck (Kirchenkreisverband Hamburg)

#### "Kirche mit Anderen. Evangelisches Profil und interkulturelle Öffnung"

Erwartet wird von mir ein Vortrag, der der Rahmenkonzeption "Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft" (1) entspricht. Ich stelle sie Ihnen knapp in 7 zusammenfassenden Punkten vor:

- a. Deutschland ist ein Einwanderungsland. Dem Ergebnis nach wird das nicht mehr bestritten. Darauf müssen sich alle einstellen.
- b. Im Einwanderungsland Deutschland kommt es faktisch zu Diskriminierung, Spannungen und Konflikten, Benachteiligung und Ungerechtigkeit bei Bildung, Arbeit u.a.m., Entstehung von Parallelgesellschaften. Daher bedarf es zur Integration eines systematischen Integrationskonzepts.
- c. Integrationsförderung soll dazu beitragen, dass Zuwanderer gleichberechtigt am gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen, sozialen, kulturellen Leben teilhaben und teilnehmen. Dazu sind zielgruppenspezifische lebenslagenbezogene Einrichtungen und Programme nötig, auch besondere Migrationsfachdienste; außerdem individuelle Integrationsplanung und -begleitung.
- d. Alle öffentlichen, insbes. auch alle sozialen Einrichtungen müssen sich auf den Weg interkultureller Öffnung (2) machen, schon um ihrer "Kunden" willen. D.h. die Mitarbeiterschaft muss interkulturelle Kompetenz entwickeln, und d.h. die Leitung muss Diversity Management betreiben, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verschiedener Kulturen einstellen.
- e. Einrichtungen von Kirche und Diakonie haben ihr spezifisches Profil, ohne das es sie nicht gäbe und aufgrund dessen sie tätig werden.
- f. Die Einstellung von Nichtkirchenmitgliedern verstößt gegen die Profilierungs-Richtlinie (3) der EKD. Um der christlich begründeten Antidiskriminierungsarbeit willen sind jedoch bewusste Ausnahmen zu ermöglichen. (4)
- g. Um der unverkürzten Geltung der Menschenrechte gegen den Staat willen ist für Kirche und Diakonie essentiell, dass Flüchtlinge, auch Flüchtlinge ohne Papiere, nicht ausgegrenzt werden. Sie müssen vielmehr integraler Bestandteil der Integrationskonzepte sein.

1 Diakonisches Werk der EKD: Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft. Mitten im Leben, Diakonie Texte 17.2007, September 2007.

2 "Interkulturelle Öffnung" hat sich als programmatischer Leitbegriff etabliert. Deshalb verwende ich ihn. Die damit verbundene Suggestion, dass die, die in Gemeinden und zahlreichen Einrichtungen z.T. schon seit langem in dieser Richtung auf dem Weg sind, "verschlossen" wären, muss ich allerdings energisch zurückweisen.

3 Da es in der offiziell sog. Loyalitäts-Richtlinie der EKD (2006/2007) nicht einseitig um die Loyalität der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gegenüber der diakonischen Institution, sondern ebenso um die Bringschuld der Einrichtung gegenüber der Mitarbeiterschaft, also insgesamt um das christliche Profil geht, ist in Hamburg und andernorts die Bezeichnung Profilierungs-Richtlinie in Gebrauch und sachgemäßer.

4 Diese Position ist vom Fachausschuss Migration bereits Ende der 90er Jahre entwickelt worden. Ich bin sehr froh, dass das Diakonische Werk Hamburg sie jüngst ausdrücklich in sein Leitbild aufgenommen hat.

Ganz besonders könnte ich mich dann damit beschäftigen, dass das alles vermöge des evangelischen Profils passiert, dass genau das evangelische Profil aber kirchlichem Diversity Management enge Grenzen setzt, dass somit interkulturelle Öffnung für Kirche und Diakonie um ihres evangelischen Profils willen nötig und zugleich schwierig ist und dass deshalb die bewusste Einstellung von Menschen anderer Kultur- und Religionszugehörigkeit als bewusste Ausnahme zu fordern ist. Diese Spannung ist wesentlicher Inhalt der Thesen von Andreas Lipsch (5), für den ich hier heute eingesprungen bin.

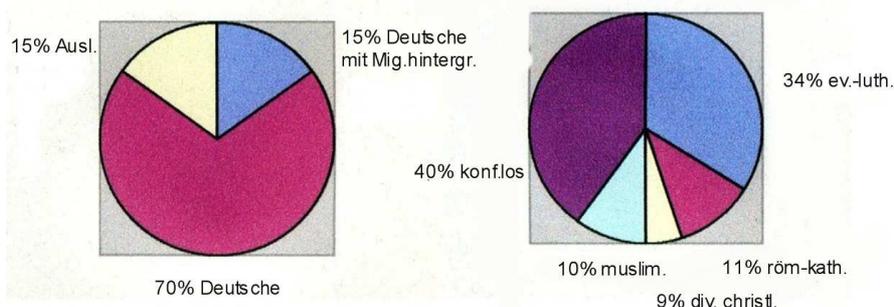
An dem bislang Dargestellten kritisiere ich gar nichts. Und doch spüre ich, dass ich andere Fragen habe, eine Fülle anderer Einfälle und Fragen, von denen ich gar nicht weiß, ob es mir in den wenigen Stunden der Vorbereitung auch nur annähernd gelungen ist, sie ein wenig zu sortieren, also unfrisierte Ideen eines Generalisten am Beginn des Prozesses der Positionierung von evangelischer Kirche und Diakonie in der Einwanderungsgesellschaft, Ideen und Anfänge, nicht zu Ende gedacht:

### 1. Genauer hinsehen!

Der erste Impuls ist: genauer hinsehen! Der entscheidende Impuls Johann Hinrich Wicherns mit seinen zahllosen Sozialreportagen war das: genauer hinsehen! Deutschland ist ein Einwanderungsland, Hamburg eine Einwanderungsstadt - wie sieht das soziologisch aus? Kirche mit Anderen . mit wem denn genau? Wer ist Kirche und wer sind die Anderen?

- Wenn ich mich bei dieser gesamt-nordelbischen Tagung jetzt auf Zahlen aus Hamburg beschränke, dann tue ich das, weil nur sie mir schnell greifbar waren und weil der Respekt vor Schleswig-Holstein es mir verbietet, mit Ungefährtem zu kommen. So wird's klarer und Sie werden das selbst am besten übersetzen können. -

Die Bevölkerung Hamburgs (6) nach Religionszugehörigkeit und nach Staatsangehörigkeit bzw. Migrationshintergrund:



Unter 18 Jahren hat fast jeder zweite Migrationshintergrund, 45% der Schülerinnen und Schüler. Wenn die Arbeitslosenquote insgesamt bei 10% liegt, liegt sie bei Ausländern bei mehr als 20%. (7) ...

5 aus dem DW in Hessen und Nassau/Frankfurt (Manuskript).

6 Die Zahlen zur Religionszugehörigkeit in Hamburg sind z.T. grobe Schätzungen, so insbes. bei Muslimen. Der Ausländeranteil an der Hamburgischen Bevölkerung von 1,744 Mio. betrug am 31.12.2005 14,2% (247 912). Im Bundesgebiet liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund etwa doppelt so hoch wie der Ausländeranteil (allerdings ohne Menschen ohne Papiere), das Statistische Bundesamt rechnet mit 15 Mio. (das entspricht 1/5 der Bev.).

7 Vgl. Dirk Hauer im Jahresbericht 2006/2007 des Diakonischen Werkes Hamburg "Mitten in der Stadt", S. 18.

Wie aber fügen sich die beiden Diagramme zueinander? Das ist eine Suchfrage.

Die 10% Muslime haben mit Sicherheit fast alle Migrationshintergrund. Aber wieviele der ev.-luth. Kirchenmitglieder haben Migrationshintergrund? Unter den r.-kath. ist jeder dritte Ausländer. Wer nach der "Kirche mit Anderen" fragt, muss sich genauer auf die Suche begeben.

Etwa 500.000 Menschen in Hamburg haben Migrationshintergrund - wie kommen die in unseren Kirchengemeinden und Einrichtungen vor?

Im Kindertagesstättenbereich haben etwa die Hälfte der Kinder Migrationshintergrund! Wie stellen wir uns darauf ein?

Flüchtlinge ohne Papiere sind in beiden Diagrammen noch gar nicht mitgezählt . Schätzung mindestens 100.000! ...

## 2. Evangelische "Kirche mit Anderen" gegenwärtig

Da sind zunächst einmal die Kirchengemeinden im Quartier und die Dienste und Werke in ihren normalen Vollzügen und wie sie sich Menschen zuwenden, und so auch die verschiedenen diakonischen Einrichtungen mit dem, was sie tun. Unter den Menschen, auf die sich all das bezieht, sind auch Ausländer, auch Menschen mit Migrationshintergrund, auch Flüchtlinge ohne Papiere.

Und dann gibt es Gemeinden, die sich auf Ausländer und Migranten besonders beziehen: die sog. Evangelischen Ausländergemeinden mit Menschen anderer Sprache und Herkunft - Migrationsgemeinden: koreanische, indonesische, afrikanische u.a.m. Und die afrikanischen sind die am meisten christliche Gruppe von Ausländern in unserer Stadt, die am schnellsten wachsenden Gemeinden, pfingstlerisch geprägt zumeist. Werner Kahl von der Missionsakademie in Hamburg behauptet (8), jede Woche kämen mehr afrikanische als einheimische Christen zum Gottesdienst zusammen (9). Über die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Hamburg weitet sich der Blick über den evangelischen Bereich hinaus auf Christen unterschiedlicher Konfession und Denomination.

Unter den Einrichtungen spielen die Kindertagesstätten eine große Rolle. Sie stehen allen offen und werden auch von Eltern anderer Religionszugehörigkeit gewählt, weil Religion da überhaupt eine Rolle spielt - in einigen Stadtteilen ist das ein sehr hoher Anteil.

In der Schule ist der "Religionsunterricht für alle in evangelischer Verantwortung" sehr wichtig. Hier werden die Schüler nicht nach Konfession oder Religion getrennt unterrichtet. Die biblischen Texte und christlichen Themen spielen eine besondere Rolle, aber auch die Weltreligionen in einem dialogischen Konzept. Dieses gibt es so nur in Hamburg.

Die offene Jugendsozialarbeit hat viel mit ausländischen Jugendlichen bzw. Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu tun, häufig jeweils mit einer bestimmten ethnischen Herkunft, da sich, wer reinkommt, zumeist nach denen bestimmt, die drin sind.

<sup>8</sup> Werner Kahl: Interkulturelle Bibelarbeiten. Ein qualifiziertes Begegnungsprojekt für evangelische Kirchengemeinden und afrikanische Migrationsgemeinden (Manuskript 2007)

<sup>9</sup> Diese Behauptung halte ich zwar für zu hoch gegriffen, aber für bedenkenwert. In einer älteren nordelbischen Statistik ist von durchschnittlich 60.000 Gottesdienstbesuchern jeden Sonntag zu lesen. Ein knappes Drittel davon wäre dann mit afrikanischen Christen in Hamburg ins Verhältnis zu setzen.

Ich nenne die §218-Schwangerschaftskonfliktberatung und vor allem die Vergabestelle der Stiftungsmittel Mutter und Kind, die von vielen Müttern mit Migrationshintergrund aufgesucht wird.

Ich nenne die Familienbildung und die Müttergenesung. Kürzlich haben wir darüber diskutiert, dass für Mütter mit Migrationshintergrund signifikant höhere Ablehnungsquoten bei der Kurbewilligung durch die Kassen zu verzeichnen sind - ein offenkundiger Diskriminierungstatbestand.

Ich überspringe ganz viele diakonische Arbeitsfelder, die aufzuzählen wären, und nenne die Heime - Altwerden in der Fremde, und dann noch in einem deutschen Heim!

Und ich nenne die Krankenhäuser, auch die evangelischen, und ihren Umgang mit Menschen anderer Herkunft, Sprache, Kultur, anderen Gesundheits- und Krankheits- und Sterbeverständnisses.

- Von den Migrationsgemeinden einmal abgesehen, habe ich bislang uns als Kirche und Diakonie mit Gemeinden und Einrichtungen allgemein beschrieben. Hinzu kommen nun noch die Dienste, die sich Flüchtlingen, Ausländern, Aussiedlern, Migrantinnen und Migranten in besonderer Weise zuwenden: die Migrationsfachdienste: von der Menschenrechts-orientierten Flüchtlingsberatung samt Kindersprechstunde über soziale Beratung, Beratung binationaler Ehen bis hin zu verikom, dem Verbund für Interkulturelle Kommunikation und Bildung, aus der deutsch-ausländischen Begegnungsstättenarbeit hervorgegangen; von NOBI, dem Norddeutschen Netzwerk zur beruflichen Integration von Migrantinnen und Migranten, bis hin zu Akonda, dem gemeindenahen 'Projekt der Projekte' in Barmbek für Begegnungen mit vielen ausländischen Gruppen.

Und dann muss man auch noch einmal wieder aus der Diakonie herausgehen, denn es kommt der Beauftragte für den christlich-muslimischen Dialog hinzu und überhaupt die interreligiöse Begegnungs-, Dialog- und Zusammenarbeit in Gemeinden und Einrichtungen und auf verschiedenen Ebenen bis hin zu unserer Bischöfin.

- Alles in den Blick genommen vom Fachausschuss Migration und der entsprechenden Abteilung im Diakonischen Werk.

Hinzu kommen die internationalen Verbindungen durch die kirchliche Partnerschaftsarbeit, die häufig auch mit den hier lebenden ausländischen Christen verbunden ist.

- Evangelische Kirche mit Anderen (10) gegenwärtig.

Man kann das auch so beschreiben: Mit der Internationalisierung insbes. der Großstädte wird die weltweite Ökumene mit all ihren Spannungen zur lokal erfahrbaren Alltagssituation. Ob die evangelischen Landeskirchen im Einwanderungsland Deutschland, das dies lange nicht wahr haben wollte, eher Teil der Lösung oder eher Teil des Problems sind, ist, trotz aller Flüchtlingsarbeit und trotz aller Migrationsfachdienste, durchaus offen.

Ich nehme noch einmal die Christen anderer Sprache und Herkunft in Hamburg in den Blick und frage: Sind wir örtliche Gestalt des weltweiten Leibes Christi oder deutscher Kulturverein?

10 Die Formulierung des Titels meines Vortrags war vorgegeben. Ich greife sie auf, auch wenn ich sie kritisiere, wie unten ersichtlich wird.

### 3. Interkulturelle Kompetenz - was ist das eigentlich?

Nicht ein spezifischer Dienst wäre das, heißt es, sondern die Querschnittsaufgabe, nämlich alle Dienste interkulturell fit zu machen.

Gibt es Zielbeschreibungen dafür und Standards? Was muss erfolgt sein und was müssen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter können, dass man sagen kann: das Ziel ist erreicht ?

In unserer Kirchenbibliothek im Dorothee-Sölle-Haus habe ich zum Stichwort Interkulturelle Kompetenz keinen Titel gefunden (allerdings wohl zu interreligiöser Kompetenz). Und ich weiß zu wenig von den entsprechenden Fachdebatten in Pädagogik, Ethnologie, Psychologie, Sozialpädagogik, Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Politologie und Linguistik.

Aber im Verikom-Jahresbericht 2006 (11), den wir im FAMI am Montag überreicht bekamen, habe ich eine schöne Beschreibung der Entwicklung gefunden:

Von der "Ausländerpädagogik", Ausrichtung auf Ausländer als Gäste, in den 70er Jahren über die "Interkulturelle Pädagogik" mit Antidiskriminierungs- und anti-rassistischen Trainingsansätzen bis hin zur Interkulturellen Öffnung von großen Firmen, die ihre Mitarbeiter mit Wissen über bestimmte Länder und Kulturen fortbilden mitsamt Tipps und Tricks und Hinweisen zum richtigen Verhalten und Benimm in anderen Ländern, ist der Weg gegangen. In den 90er Jahren wird die kulturell vielfältige eigene Gesellschaft und der multikulturelle Arbeitsalltag hierzulande zum Thema. Die Rede von der "interkulturellen Öffnung" von Institutionen kommt auf (12) - im Sinne von verbesserter Kundenorientierung und entsprechendem Qualitätsmanagement. Interkulturelle Fortbildungen gelten seitdem der "eigenkulturellen Sensibilisierung" für die kulturelle Vielfalt hierzulande auf dem Weg zu kompetentem Handeln in der Einwanderungsgesellschaft.

Über individuelle Kompetenzerweiterung hinaus geht es um die Interkulturelle Öffnung oder besser Orientierung von Institutionen, und zwar bis in ihr Leitbild und ihre Organisationskultur hinein. So hat sich in großen international tätigen Unternehmen das Diversity-Management als leitungorientierter Ansatz etabliert. Es geht um ein Management, das sich auf die personelle Vielfalt, Verschiedenartigkeit, Ungleichheit, Andersartigkeit sowohl innerhalb des Unternehmens, also in der Mitarbeiterschaft, als auch außerhalb des Unternehmens, also in der Kundschaft, bezieht.

Wandel und kulturelle Unterschiede werden als positiv, bereichernd, kreativitätsfördernd, Produktivität fördernd, also für wirtschaftlichen Erfolg wesentlich angesehen. Es geht dabei um Vielfalt in wesentlichen Kernkategorien wie Alter, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, Herkunft und Migration, Sprache, Religion, sexueller Orientierung, physischen und kommunikativen Fähigkeiten.

11 verikom . Verbund für Interkulturelle Kommunikation und Bildung e.V.: Jahresbericht 2006. Bildung. Beratung . Bewegung, Mai 2007.

12 siehe Anm. 2

Interkulturelle Öffnung mit interkultureller Kompetenzförderung der Mitarbeiterschaft und Diversity-Management im Sinne gezielter Personalpolitik hängen also zusammen. Wie vom Gender-Mainstreaming her gibt es eine gezielte Mainstreaming-Strategie. Sie richtet sich nicht auf Andere, auf benachteiligte Gruppen, sondern auf alle und beinhaltet Vielfalt als Normalfall! Es geht nicht mehr um "Wir" und "die Anderen" (13), sondern um ein "vielfältiges Wir" und das Sich-darin-Erkennen - eine völlig andere Blickrichtung!

Vor diesem Hintergrund beschreibt Verikom dann seine eigene Beratungsarbeit konsequent als "Beratung auf gleicher Augenhöhe", vom Objekt- zum Subjektblick.

- Wie passt dazu das nationale Integrationskonzept? Wie passen dazu die Integrationskonzepte der Bundesländer . so auch das Hamburgs (14). mit ihrer Ausrichtung allein auf die deutsche Sprache (15) und mit ihrem mehr oder weniger einseitigen Integrationsverständnis nach der Fordern-und-Fördern-Logik?

- Wie passt dazu, was wir bislang in der Diakonie tun?

- Wie passt dazu, was sich in der Breite der kirchlichen Landschaft entwickelt hat oder auch nicht? Noch einmal: sind wir eher Teil der Lösung oder eher Teil des Problems?

#### **4. Evangelisches Profil und interkulturelle Öffnung**

Unsere derzeitige Ausgangssituation sehe ich so:

Vom evangelischen Profil her haben wir ein ungeheures Potential, was das Ethos und die Werthaltung angeht, die interkultureller Öffnung zugrundeliegt. Die Nächsten-, Feindes- und Fremdenliebe ist in den biblischen Grundlagen tief verankert. Als Geschöpf Gottes gebührt dem Anderen genauso unbedingter, also vorgängiger Respekt. Ihn, den Anderen, abzuwerten, als Menschen zweiter Klasse zu betrachten und entsprechend mit ihm umzugehen, ihn zu diskriminieren, da ist Gott vor. In ökumenischen Beziehungen und Partnerschaften, in sog. Ausländerarbeit vor Ort und Flüchtlingsarbeit wird das konkret gelebt.

Zu diesem Einerseits gesellt sich aber doch ein Andererseits: Von Unternehmen mit interkultureller Kompetenz und Diversity-Management nach innen und nach außen scheint die Kirche, obwohl sie international aufgestellt ist, weit weg, und zwar prinzipiell, weil um ihres evangelischen Profils willen und aufgrund der Profilierungs-Richtlinie einem offenen Diversity-Management von vornherein engste Grenzen gesetzt sind. Ob dagegen auch wesentlich mehr gezielte Ausnahmen, als wir jetzt haben, etwas ausrichten können, bin ich skeptisch.

Selbst wenn wir sagen: Um des evangelischen Profils willen, aus dieser Kraft müssen wir Antidiskriminierungsarbeit, interkulturelle und interreligiöse Dialog-Arbeit betreiben und dazu brauchen wir Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verschiedenen Bekenntnisses in unseren Einrichtungen, also z.B. in einer Kita in Hamburg-St.Georg bewusst auch eine muslimische Mitarbeiterin, selbst dann fürchte ich, wird der Mainstream in den Gemeinden anders sein, und er soll es ja auch ausdrücklich. Damit bin ich bei der Kirche selbst:

13 So suggeriert es der mir gestellte Vortragstitel "Kirche mit Anderen".

14 Behörde für Soziales, Familie, Gesundheit und Verbraucherschutz: Hamburger Handlungskonzept zur Integration von Zuwanderern, Februar 2007.

15 - und leider nicht auf Zweisprachigkeit

## 5. Die Kirche selbst als interkulturelles Geschehen

Wie wird die Frage nach der interkulturellen Öffnung zu einer Frage an die Kirche selbst? Also nicht die Frage, wie sie sich Anderen zuwendet, sondern die Frage, wie sie ihr eigenes Kirche-Sein, ihr eigenes Gemeinde-Sein als einwanderungsgesellschaftlich begreift. Also nicht die diakonische, sondern die ekklesiologische Frage.

Bonhoeffers Begriff der "Kirche für Andere" (16) verpflichtet, ebenso dessen Fortführung zur "Kirche mit Anderen" im Sinne der Konvivenz (17) und hier in unserem Feld im Sinne des interkulturellen Miteinander-Leben-Teilens.

Und doch glaube ich und rege ich an, dass wir noch tiefer ansetzen müssen und die Kirche selbst als interkulturelles Geschehen buchstabieren müssen. Das bedeutet, als Anderen vor Gott zunächst einmal uns selbst zu begreifen: anders als Gott will, in anderer Kultur befangen als der, zu der Gott uns rufen und befreien will, kommen wir zu ihm. Ich bin o.k., du bist o.k., wer sagt denn, dass das stimmt?

Womöglich ist interkulturelle Öffnung nicht nur etwas, was wir lernen und machen können, sondern zunächst auch etwas, was an uns geschehen muss: Nämlich der eigenen kulturellen Prägung überhaupt gewahr werden und auch dessen, welcher Abstand zu anderer Prägung besteht und wie sehr unsere Inkulturation uns unfähig macht zum Verstehen, zu Offenheit und Respekt, sogar zum Verstehen von Christen anderer Herkunft und Kultur. Gottesdienst und Evangelium-Hören und Abendmahl-Feiern können wir an uns geschehen lassen und begreifen als Bereitung zu veränderter interkultureller Gemeinschaft, als Stärkung, den Anderen zugleich fremd und zugleich gleich, zugleich gleich zu sehen und doch fremd sein lassen zu können.

Die Kirche selbst als interkulturelles Geschehen verstehen, kann auch heißen, die alltägliche pastorale Arbeit als interkulturelle Vermittlungsarbeit zu würdigen, und zwar zwischen der vorfindlichen mitgebrachten Religiosität einer Familie und dem auf Bibel und Bekenntnis sich gründenden und danach orientieren könnenden christlichen Glauben. (18)

Bei der Verkündigung und bei Amtshandlungen, im Unterricht und in der Seelsorge geht es ja nicht einfach darum, etwas Richtiges hinzustellen, den wahren Glauben, in Sätze gefasst. Die professionelle Leistung von Pastorinnen und Pastoren besteht doch vielmehr darin, im Wissen um den christlichen Glauben anzuknüpfen bei mitgebrachten Vorstellungen, sie nicht einfach abzuschneiden, sondern in ihrer vorfindlichen Form zu respektieren und zu würdigen - meistens haben sie nämlich eine Funktion - und doch in Anknüpfung und Widerspruch zu einem Christus-gemäßerem Verständnis hinzuführen und den Lebensgewinn dieses christlichen Glaubensverständnisses so einleuchten zu lassen, dass dies - im besten Falle - befreiend wirkt, tröstend, stärkend, ermutigend.

16 Dietrich Bonhoeffer: Entwurf für eine Arbeit, 3.8.1944, in: Widerstand und Ergebung, Dietrich Bonhoeffer Werke Bd. 8, S. 560. Vgl. Ernst Lange: Kirche für andere, 12.5.1965, in: Kirche für die Welt, hg.v. Rüdiger Schloz, München 1981, S. 19ff.

17 Theo Sundermeier: Konvivenz und Differenz. Studien zu einer verstehenden Missionswissenschaft, hg.v. Volker Küster, Erlangen 1995.

18 Vgl. Peter Scherle: Nachhaltige Kirchenentwicklung, in: Kirchenreform jetzt!, hg.v. Wolfgang Nethöfel und Klaus-Dieter Grunwald, Schenefeld 2005, S. 39ff (bes. S. 52-55 im Anschluss an Sundermeier).

Also: das Kirche-Sein der Kirche, die Sammlung um Wort und Sakrament als interkulturellen Vorgang begreifen; interkulturelle Öffnung nicht als um anderer willen Gemachtes, sondern als das, woraus man selber lebt als Christ. (19)

Kein Wunder, dass Gemeinde in meinen Augen auch erst Gemeinde ist, wenn sie die Versammlung höchst Verschiedener beim Abendmahl ist und wenn die so Versammelten auch einander alle sehen, ebenso zusammengehörig wie verschieden. Die Abendmahlsrunde ist das neue "Wir" und steht mit dem mitgebrachten "Wir" der Gleichgesinnten im selben Milieu durchaus in einem produktiven Konflikt.

Im neuen Jahresprogramm der Bundesakademie für Kirche und Diakonie habe ich in einer Veranstaltungsankündigung im Bereich Sozialpsychiatrie vom Nachdenken und Ziele-Setzen für die Zukunft in der Gemeinschaft von Menschen mit und ohne Behinderungen gelesen (20), dieser Paradigmenwechsel hin zur Inklusion lasse sich so beschreiben: weg von einer "Theorie der Andersartigkeit" hin zu einer "Theorie der Dialektik von Gleichheit und Verschiedenheit".

Genau darum geht es mir: weg vom Blick auf die Andersartigkeit der Anderen, hin zur Entdeckung 'Wir sind gleich' und zur Entdeckung 'Du bist anders und ich kann dich fremd sein lassen'. Es ist ja beides wichtig: die Anerkennung des kulturellen Anders-Seins und dass ich das Gegenüber auf diese Differenz nicht reduziere!

Das Gleich-Sein (ich sage: vor Gott) und das Einander-verschieden-sein-lassen-Können (21) hängt zusammen! Die Coca-Cola-Weltvereinheitlichung ist gerade nicht das Ziel. Es gibt eine jüdische Auslegung der Geschichte vom Turmbau zu Babel, die positiv von der Sprachenvielfalt und geradezu vom "Segen von Babel" spricht. (22)

Wer um die Gleichheit vor Gott, um die gleichen Menschenrechte weiß, kann Verschiedenheit, Fremdheit nicht nur tolerieren und ertragen, sondern wertschätzen. Ich habe das Gefühl und kann das nur andeuten, dass hier ein Schlüssel ist, aus dem innersten Kern unserer Gemeinden heraus.

Aus der Friedensforschung kenne ich eine Stufenleiter der Konflikteskalation (23): von vieldimensionaler Begegnung mit all den zugelassenen Unterschieden und Ambivalenzen über Polarisierung und Stereotypen, Zufügen von Gesichtsverlust, über Drohstrategien, begrenzten Vernichtungsschlägen bis hin zu komplettem Schwarz-Weiß Er-oder-Ich oder gar dem Untergang beider, Schwarz-Schwarz. Deeskalation bedeutet immer den Rückweg vom Schwarz-Weiß in die Mehrfarbigkeit, Mehrschichtigkeit, Mehrdimensionalität von Beziehungen. Friedensarbeit bedeutet: in die Mehrdimensionalität von Beziehungen zurückführen. Und da interkulturelle Kompetenz immer Konfliktkompetenz bedeutet, liegt mir daran, diesen Grundgedanken hier in aller Kürze einzuführen. Zu interkultureller Kompetenz gehört auch, herauszufinden, welcher Deeskalationsschritt jeweils gerade dran und welche Mehrdimensionalität gerade zu eröffnen und zu ermöglichen ist.

19 Werner Kahl hat aaO. den Vorschlag gemacht, dass sich Christen verschiedener Gemeinden und Herkunft, hiesiger, pfingstlerischer u.a. Prägung unter klaren Regeln auf den Weg zu gemeinsamer Bibellektüre machen, also auf der Basis eines gemeinsamen Bezugspunktes ihrer kulturellen Unterschiede gewahrt werden und sie um dieses gemeinsamen Bezugs willen in ein "inter" bringen.

20 dort S. 157.

21 Fremdes fremd sein lassen, Meditation von Eva Zeller beim Berliner Kirchentag 1977, in: Kirchentagstaschenbuch Berlin '77, Stuttgart 1977, S. 187ff.

22 So Hans Ucko bei einer Tagung in Bad Segeberg.

23 Friedrich Glasl: Konfliktmanagement, Bern/Stuttgart 1994, S. 215ff

Den Anderen als gleich und fremd zugleich wahrzunehmen, "Liebe deinen Nächsten, deinen Feind, den Fremden, er ist wie du", diese doppelte Dynamik ist das innere Geheimnis interkultureller Kompetenz.

## 6. Interkulturelle Öffnung als religionskritische Herausforderung an die Kirche

Interkulturelle Öffnung ist eine breite gesellschaftliche Bewegung bis in Wirtschaftsunternehmen Hinein.<sup>(24)</sup> Sie stellt eine religionskritische Herausforderung an die Kirche dar.

Bleibt die Kirche zurück und hält sie bei der Arbeit an interkultureller Öffnung nicht mit, wird der Diskriminierungsvorwurf gegen sie zunehmen. Sie wird dann als rückständig, patriarchal, mit den falschen Mächten im Bunde, eben zur Öffnung, "haben wir ja schon immer gewusst" - in Wahrheit nicht fähig dastehen.

Dass sie ökumenisch, entwicklungspolitisch und in der Ausländerarbeit mal Vorhut war, wird ihr, von anderen gesellschaftlichen Institutionen in der Öffnung überholt, dann nicht mehr zugerechnet und auch nicht mehr nützen. Wofür sie mal "spitze" war, steht dann als veraltet da.

Das kränkt, und das macht kirchliche Trotz-Reaktionen wahrscheinlich, rechnen wir damit. Und wir müssen aufpassen, dass das evangelische Profil, an dem wir arbeiten, auf der richtigen Seite zu stehen kommt.

Ich sehe in der Interkulturellen Öffnung eine religionskritische Herausforderung, die ähnlich wie andere auch aufzugreifen und durcharbeiten ist. Ähnlich wie z.B. die feministische Bewegung eine Frage an die Kirche war: Wollte sie am alten Frauenbild festhalten und darüber die aufbrechenden Frauen verlieren oder selber aufbrechen? Die feministische Bewegung und Theologie in der Kirche ist dann eine Antwort gewesen.

Solche Antworten vollziehen sich in der Regel in 3 Phasen (25). Am Anfang eines Prozesses stehend, kann damit ahnungsweise deutlich werden, was weiter auf uns zukommt:

1. Phase: "Wir auch". Interkulturelle Öffnung . wir auch. Bibel und Kirche stecken voller interkultureller Öffnungsgeschichten. Alles wird daraufhin neu gelesen.

2. Phase: "Einspruch von beiden Seiten". Einspruch aus der Kirche gegen den Ausverkauf von Bibel und Kirche an die Interkulturelle Öffnung. Und: Einspruch aus der säkularen Bewegung der Interkulturellen Öffnung gegen die bleibende Rückständigkeit der Kirche. Die einen sagen: ihr geht viel zu weit, die anderen sagen: ihr kommt ja nie am Ziel an. Weil die Kirche sich nicht genug öffne und am Profil festhalte.

3. Phase: "Christologische Klärung". Trennung der Spreu vom Weizen. Meistens ist es so, dass diese Klärung in irgendeiner Weise im Bereich der Christologie passiert. Während die öffentliche Bewegung an ihre Grenzen kommt, wird über das allgemeine "Wir auch" hinaus deutlicher, worin wirklich der unverwechselbare christliche Beitrag bestehen kann.

24 S.o. Abschnitt 3).

25 Dieses Phasen-Modell habe ich weiterentwickelt im Anschluss an Siegfried Wiedenhofer: Politische Theologie, Stuttgart 1976. Vgl. auch Sebastian Borck: Ökonomisierung der Kirche in der Großstadt?, in: Hamburg als Chance der Kirche, hg.v. Borck/Groß/Grünberg/Werner, Hamburg 1997, S. 189ff. Ferner: Schritt halten mit Gott. Das Evangelium und unsere Kultur, EMW-Informationen Nr. 110, März 1996.

Worin das am Ende bestehen wird, ist allenfalls zu vermuten. Der Durchgang durch die Phasen samt allen Einseitigkeiten ist nicht abzukürzen, das Ergebnis nur im Durchgang durch diese Phasen zu erleiden und zu gewinnen und jedenfalls nicht vorwegnehmbar.

Derzeit stehen wir ganz am Anfang. Zum "Wir auch" habe ich einige Anregungen zu geben versucht.

## 7. Vom evangelischen Profil her

Zum Schluss stelle ich noch ein paar Hinweise zusammen:

Vom evangelischen Profil her bringen Christen ein bestimmtes Menschen-, Welt-, Selbst- und Gottes-Verständnis ein, das den Menschen gerade nicht durch Stand, Ehre, Herkunft, Sprache, Zugehörigkeit, Hautfarbe, Kultur, Verdienst . definiert sieht, sondern allein (26) durch die Beziehung Gottes zu ihm. Das befreit von allen falschen Bindungen.

Vom evangelischen Profil her stehen wir ein für ein bestimmtes Bildungs- und Barmherzigkeits-Ideal, sehen von diesem reformatorischen Impuls her jeden Menschen bestimmt zu einem beziehungsbewussten, (bis in die wirtschaftliche Subsistenz (27) hinein) eigenständigen, gewissenhaft verantwortlichen Leben vor Gott. Und in diesem Zeichen gehen wir auch mit Menschen anderer Konfession, Religionszugehörigkeit oder Weltanschauung um . als eben ansprechbar und anzusprechen auf die eigenständige Verantwortung vor Gott, in welcher Weise auch immer. . Auch das ist ein wesentlicher Inhalt von Respekt. Ich vermisse in Diakonie und Kirche häufig unser Interesse daran, wie andere, Migrationsgruppen, ihre Eigenständigkeit und Selbstvertretung von Teilhabe organisieren; hier ist kirchlich-diakonisches Handeln seit langem verhältnismäßig schwach ausgeprägt.

Vom evangelischen Profil her haben wir nicht nur zu fragen: was tun wir? Sondern umgekehrt müssen wir uns von Flüchtlingen, Migranten, christlichen, evangelischen, muslimischen, befragen lassen: Sind wir als Diakonie erfahrbar? Sind wir welche, die sich in ihren Augen als Kirche erweisen?

Vom evangelischen Profil her schützt kein Amt und keine Hierarchie vor Verwundbarkeit in der interkulturellen Begegnung. So wie Jesus Christus umstritten war, stehen wir im interreligiösen Dialog selbst zur Disposition. Wer nicht aus der vermeintlichen Stabilität der Kirche, sondern aus dem Wort Gottes und der Gnade lebt, ist verwundbar. Das ist eine gefährliche Erinnerung, ich weiß. Hans-Jochen Margull hat sie uns mit auf den Weg gegeben. (28)

Vom evangelischen Profil her üben wir unseren volkskirchlichen Auftrag der Anwartschaft für das unverkürzt Ganze der Gesellschaft aus, d.h. ganzheitlich und nicht etwa unter Leugnung der Dimension der Religion, d.h. wirklich auf alle bezogen, für die die Menschenrechte gelten, und nicht unter Vernachlässigung der Flüchtlinge, auch nicht der Menschen ohne Papiere, und d.h. in einem unverkürzten Begriff von Integration, die wirklich als wechselseitiges Geschehen entwickelt wird.

26 Martin Luther: Disputatio De homine (1536).

27 Vgl. Gerta Scharffenorth: Den Glauben ins Leben ziehen, München 1982. Bildung und Diakonie stehen in reformatorischer Perspektive stets in engstem Zusammenhang!

28 Hans-Jochen Margull: Verwundbarkeit. Bemerkungen zum Dialog, in: EvTheol 34(1974), S. 410ff.

## Zum Schluss

Gestern hat das Hamburger Abendblatt Statements einiger Migranten gebracht.<sup>29</sup> Sie werden darin einiges aus meinem Vortrag wiedererkennen. Vor allem aber sind nun sie es, die uns zeigen, was interkulturelle Kompetenz ist:

*Kenan Emanet (36):* "Als Kind wollte ich nur Deutsch sprechen. Meine Mutter hat aber nicht locker gelassen. Zum Glück spreche ich jetzt auch Türkisch . Für meinen Job ist das heute ein Vorteil, dass ich türkischstämmig bin, ich verkaufe die meisten Autos an Türken. Ein wichtiger Schlüssel im Beruf ist für mich, die kulturellen Barrieren zwischen meinen Kollegen und mir zu überwinden. Reden hilft da. Zum Beispiel habe ich auf Betriebsfeiern früher nichts gegessen, weil es immer nur Schwein gab. Seit mein Chef weiß, dass ich das nicht esse, gibt es auch Fisch oder Vegetarisches."

*Filiz Acar (29):* Erst als ich mit der Ausbildung zur Industriekaufrau angefangen habe, habe ich gemerkt, dass ich einen Migranten-Hintergrund habe . Ich habe bemerkt, dass es junge Ausländer im Beruf auch leichter haben können, weil sie toleranter sind und eine schnelle Auffassung haben. Das sind Eigenschaften, die man einfach hat, wenn man in einem anderen Land aufwächst."

*Ali Özkenar (35):* "Als Migrant fängt man bei minus 20 an, wenn Deutsche bei null anfangen. Ich musste lernen, die orientalischen Tugenden mit den preußischen zu verbinden. Ich musste lernen, auf die Deutschen zuzugehen, und die Deutschen mussten lernen, dass wir Türken auch nicht anders sind als sie. Es ist ein Riesenvorteil, in zwei Kulturen aufzuwachsen, aber man muss auch die andere Seite, die deutsche Kultur annehmen."

Wenn wir das doch könnten!

## 04. Überleitung in die Gruppenarbeit

Sönke Ullrich

Ich denke, der Vortrag von Sebastian Borck hat genügend Anregungen geboten, um nun in Kleingruppen das Thema weiter zu vertiefen. Wir wollen das in acht Gruppen tun. Die Kleingruppen haben den Auftrag, aus ihren Diskussionen zwei Fragen mitzubringen, die wir mit anderen Fragen der Vorbereitungsgruppe nach dem Mittagessen im Plenum Verantwortlichen der nordelbischen Ebene vorlegen wollen.

## 05. Fragen an die Nordelbische Ebene

Dr. Mirjam Freytag, Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst der NEK

Wir haben uns jetzt für die nächste Stunde einen Dialog mit kirchenleitenden Menschen vorgenommen. Wir haben das in der Vorbereitungsgruppe „Statements aus Nordelbien“ genannt und freuen uns, dass Propst Jürgen Bollmann hier ist, Propst des KK Harburg und Vorstandsvorsitzender des NMZ, dann Dr. Ingo Habenicht vom DW Hamburg und als Vorstand zuständig für das Hilfswerk, Landespastorin Petra Thobaben vom DW SH und Martina Severin-Kaiser, Ökumenebeauftragte der NEK, die Wolfgang Vogelmann vertritt. Schön, dass Sie hier sind! Als wir im Vorbereitungskreis zusammen saßen, haben wir in kurzer Zeit viele verschiedene Fragen gesammelt, die wir am liebsten jetzt alle beantwortet haben würden. Eine Riesenliste, die zeigt, wie breit das Feld ist, wie viele Fragen da sind und wie unterschiedlich die Arbeitshintergründe und Anliegen sind. Das hat sich auch bei den Arbeitsgruppen am Vormittag gezeigt.

Ich möchte einige dieser Fragen nennen:

- Wir haben viele Partnerschaften in der weiten Welt, wie steht es aber mit Partnerschaften hier vor Ort?
- Wie ist es mit Taufen in Zusammenhang von Flucht und Asyl, die dabei helfen, den Aufenthaltsstatus zu verbessern?
- Wie ist unsere Position gegenüber muslimischen Menschen?
- Mit welcher Zielsetzung arbeiten wir in einer evangelischen Kita, in der 80 Prozent der Kinder einen Migrationshintergrund haben?
- Ökumenische Partner verweisen wir gern an diakonische Einrichtungen, wo kommt ihre Stimme in unserer Kirche vor?
- Wie sieht es mit der interkulturellen Öffnung kirchlicher und diakonischer Einrichtungen aus?
- Wo gibt es unserer Kirche unterschwelligem Rassismus, der uns nicht ins Auge fällt?
- Wie ist es mit den Gottesdiensten der deutschen und fremdsprachigen Gemeinden, die hinter einander und nicht gemeinsam gefeiert werden?
- Welchen Beitrag wollen wir als evangelische Kirche für die Integration von Migrantinnen und Migranten leisten?

Viele der Fragen enthalten mehr oder weniger deutlich auch die Anfrage an die kirchenleitende Ebene, welche Positionen dort vertreten werden. Darum nun Statements aus Nordelbien.

## 06. Statement 1 – Propst Jürgen Bollmann

Propst des Kirchenkreises Harburg und Vorsitzender des NMZ-Vorstand

Herzlichen Dank. Ich habe meinen Auftrag hier erstmal so verstanden, dass ich auf den Vortrag von Sebastian Borck reagieren sollte. Davor hatte ich den Eindruck, ich sollte auf Thesen, die uns vorher zugeschickt wurden, von jemand reagieren, den ich hier eigentlich erwartet hatte. Ich will Ihnen nur deutlich machen, ich bin leicht irritiert und verunsichert und höre jetzt eben noch eine ganze Latte von Fragen, auf die ich alle innerhalb von fünf Minuten antworten soll - und dieses auch noch als Vertreter der Kirchenleitung. Nun ist es so, dass wir in der Kirchenleitung über diese Fragen noch nicht gesprochen haben. Von daher weiß ich nicht, welche Auffassung die Kirchenleitung zu diesen Themen hat und ich bitte dieses auch so zu verstehen, dass ich das, was ich jetzt sage, nicht in Abstimmung mit der Kirchenleitung sagen kann. Auch im Vorstand des NMZ haben wir darüber nicht gesprochen.

Und dennoch möchte ich gerne antworten als jemand, der natürlich zu seiner Verantwortung, die er in der Kirche trägt, auch steht.

Ich kann das am leichtesten wahrscheinlich sagen – ich sehe Pastor Ullrich hier und mit dem haben wir vor einem halben Jahr zusammen gesessen und haben uns überlegt, wie im neuen Kirchenkreis Hamburg-Ost dieses Thema "Ökumene" positioniert werden soll. Dabei haben wir eine ganze Menge von dem, was wir heute diskutieren, aufgenommen. Von daher kann ich das aus dieser Sicherheit auch sagen, das wir zumindest im Kirchenkreis Hamburg Ost diesen Weg wohl auch gehen werden, wobei die Anregungen, die ich von Sebastian Borck gekriegt habe, noch über das hinausgehen. So gestatten Sie mir – auch die Stormarner Kollegen – über unser Konzeptpapier noch etwas hinaus zu gehen.

Was mich vor allem umtreibt, ist, dass wir im Zeitalter der Globalisierung leben, im Zeitalter der Internationalisierung der Großstädte. Das ist das Bild, das wir haben: der einzelne Mensch wird von dieser Riesenwelt, wie sie sich global in seiner unmittelbaren Nachbarschaft einstellt, eigentlich auch geschluckt. Darauf kirchlich richtig zu reagieren, ist nicht einfach.

Es gibt eine doppelte Reaktion: Ich fühle mich in der Masse verloren; wenn ich mich wieder finden will, kann es passieren, dass ich mich in Heimatzirkeln wieder finde, um meine Identität zu retten. Wenn man das, was Sebastian Borck uns vorgestellt hat, in der ekklesiologischen Frage konsequent zu Ende denkt, dann hat man eine andere Kirche. Eine Kirche, die vielleicht geeignet ist, die verschiedenen „Heimatvereine“ – so will ich das mal despektierlich nennen – zusammen zu halten. Das ist aber etwas ganz anderes als das, was Kirche heute ist. D.h. also die Kirche selbst verändert sich, wird möglicherweise wirklich in der Nachfolge Jesu Christi richtig gehend aktiv global und gleichzeitig lokal am Ort und sorgt dafür, dass die verschiedenen Heimatvereine sich nicht gegenseitig die Köpfe einschlagen. Und das könnte dann die gemeinsame Identität sein, dass sie diese Heimatvereine an den Abendmahlstisch bittet. Dort findet dann das statt, was wir gehört haben, Gleichheit in der Verschiedenheit. Das könnte die Aufgabe der Kirche sein, Ermöglicherin von kulturellen Treffen und Organisiererin der interkulturellen Begegnungen. Das wäre ein wichtiges Thema für das innerchristliche Zusammensein und für das interreligiöse Zusammensein. Ich unterscheide beides immer deutlich. Wenn wir das denn wirklich so machen und gucken, wie wäre denn das innerchristliche Zusammensein zu organisieren? Das würde bedeuten, dass wir das Nebeneinander von deutschen evangelischen Gemeinden, die Teil der Nordelbischen Kirche sind und von indonesischer, koreanischer, afrikanischer Gemeinde aufgeben. Das ist eine Zielperspektive – das kann ich sagen – für den Kirchenkreis Hamburg-Ost. Wie wir

dahin kommen, wissen wir noch nicht, das ist sicher eine ganz große Aufgabe, aber dass es sein muss und dass es nicht die Lösung des Problems sein kann, dass wir das Nebeneinander der vielen Nationalitäten in Hamburg unterstützen und keine weiteren Verbindungen entwickeln – außer vielleicht über das DW oder das NMZ -, das kann es nicht sein.

Wie weit wir es schaffen, eine kirchliche Identität bei all dem dann aufrecht zu erhalten, da bin ich mir noch nicht sicher. Wir haben in unserer Arbeitsgruppe über das Beispiel von „Brot & Rosen“ gesprochen und da habe ich gehört, wir sitzen dort zusammen, feiern Andacht mit Taize-Lieder oder sonst wie und andere kommen dazu oder bleiben auch weg – die Tür steht ihnen offen. Sie können reinkommen und auch wieder hinausgehen. Aber wir halten als Brot & Rosen an unsrer eigenen christlichen Identität fest, die sich u.a. an den liturgischen Formen herausgeprägt hat, die wir pflegen. Ob die Kirche als Ganze das auch so tun kann, das weiß ich nicht. Ich glaube eher nicht. Aber es ist wichtig, dass die Kirche sich auf solche identitätstiftende Gruppierungen stützen kann. Die dann auch bereit sind, aus dem eigenen Haus raus zu gehen und sich in der Globalisierung zu tummeln und dort dann auch deutlich Zeugnis abzulegen. Das ist mein Wunsch, dass wir Zeugnis ablegen nicht für die Kirche, so wie sie nun mal historisch gewachsen ist, sondern für das Evangelium, das uns alle immer wieder zusammenführt und das uns dazu bringt, uns immer wieder zu treffen und einander zu begegnen, wie wir es hier im Haus am Schüberg oder am Christian-Jensen-Kolleg tun. Deshalb brauchen wir auch diese Häuser, Orte also, wo eben das passieren kann.

Ich danke Ihnen.

(Mitschnitt der Rede)

## 07. Statement 2 – Landespastorin Petra Thobaben

Leitung des Diakonisches Werkes Schleswig-Holstein

In den unterschiedlichsten Diskussionen um das Kirchesein und damit auch um Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung von Kirche, wie es die Grundordnung der EKD festhält und in der Satzung des DW-EKD beschrieben ist, wird – meiner Wahrnehmung nach zwar verkürzt - mit Bonhoeffer von der „Kirche für andere“ und in Weiterführung dieses Gedankens von der „Kirche mit anderen“ gesprochen. In den diese Beschreibungen ausführenden Überlegungen lässt sich dann leider oftmals eine deutlich paternale Grundstruktur des Denkens und Handelns erkennen, die sich salopp als eine Haltung des „Wir wissen immer schon, was du brauchst und was für dich gut ist“ umschreiben lässt.

Anders lässt sich Kirchesein beschreiben, wenn man - wie Matthäus - die Kirche als Gegenmodell zur Welt versteht. Einem Modell, in dem es nicht wie bei den Herrschenden der Welt ist, sondern so, dass der, der groß sein will, den anderen dienen soll (Mt. 20,26 / 23,11). Für Matthäus ist das Grundmodell des Kircheseins zu beschreiben als „Jünger Jesu sein und tun, was er gesagt hat. Kirche sein heißt: Schüler Jesu sein, hören, was er lehrt und dann entsprechende Früchte bringen (Mt. 7.15-27).“ Ulrich Luz<sup>1</sup> beschreibt in Auslegung dieses Kirchenbildes Kirche als geschwisterlich und damit als partizipatives Modell kongruenter Beziehungen und Kommunikationen. Hier liegt möglicherweise ein Schlüssel zur Überwindung paternalen Strukturen, die auch beim besten Willen zum Kirche mit anderen Seins kongruente Kommunikations- und Hilfestrukturen auf „Augenhöhe“ immer wieder verhindern und zur objektivierenden Betrachtung von Nachfragenden auf Hilfeangebote führen.

Interkulturelle Öffnung hat es mit gesellschaftlichen Prozessen der Teilhabe und Teilgabe, mit Selbst- und Mitverantwortung zu tun, die perspektivisch auf eine inklusive Gesellschaft zielen. Alle Menschen sind Mitglieder des Gemeinwesens, sie haben und geben teil am Leben im Gemeinwesen. Daher findet auch das Christsein in der Öffentlichkeit statt und im matthäischen Sinne als Teilen der zugewachsenen Früchte. Dieser Prozess nimmt auf, was Hubertus Schröer ausführt, wenn er Kultur als einen ständigen Aushandlungsprozess der unterschiedlichsten Orientierungen beschreibt und interkulturelle Öffnung als Anerkennung der gesellschaftlichen Pluralität mit ihrer Diversität und Differenz versteht.

So verstanden reduziert sich Interkulturalität nicht auf das Verhältnis zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, sondern ist umfassender auf das Verhältnis der unterschiedlichsten Lebensformen von Frauen und Männern zu denken. Interkulturelle Orientierung zielt auf Prozesse der Teilhabe und Teilgabe, in der auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung einzelne und Gruppen ihre Interessen vertreten können, die eigene Kultur reflektieren und dadurch gleichberechtigte (kongruente) Begegnungen gestalten können. Interkulturelle Öffnung wird in den Diskussionen oftmals engführend auf den Bereich des Sozialen und der Bildung beschränkt und nicht als gesamtgesellschaftliche Querschnittsaufgabe verstanden.

Ziele eines teilhabe- und teilgabeorientierten Prozesses interkultureller Öffnung sollten mit Schröer<sup>2</sup> sein:

<sup>1</sup> Ulrich Luz, Freude aus der Verheißung des Evangeliums, Deutsches Pfarrernetz 9/2007

<sup>2</sup> Hubertus Schroer, Interkulturelle Öffnung und Orientierung, Archiv 3/2007

Alltagspraktisch die Gleichbehandlungs- und Gerechtigkeitsgebote des Grundgesetzes einzulösen und Gleichheit und Verschiedenheit anzuerkennen.

Kritisch die Inkongruenz zwischen Organisations- und Administrationskulturen und die unterschiedlichsten kulturellen Lebenswelten der Nutzerinnen und Nutzer zu reflektieren und bestehende Asymmetrien abzubauen.

Interkulturelle Orientierung als Querschnittsaufgabe aller Bereiche der öffentlichen und freien Träger der Daseinsvorsorge zu etablieren.

Den Wechsel von der Defizitorientierung hin zur Ressourcenorientierung vollziehen und so genannte Hilfesuchende als Akteure und Autoren in ihrer Selbst- und Mitverantwortung auf Augenhöhe anzunehmen.

Bestehende Hemmschwellen für den Zugang zu Einrichtungen und Diensten abzubauen. Migranten und Migrantinnen als potenzielle Kunden sozialer Dienstleistungen zu sehen und interkulturelle Öffnung lediglich als Forderung zur Beschäftigung von Muslimen zu verstehen, greift entschieden zu kurz.

Interkulturelle Kompetenz ist durch das Wissen um Migrationsprozesse, Integrationsfragen und durch die Einsicht in die Notwendigkeit der produktiven Gestaltung kultureller Pluralität zu vermitteln.

Reflexive Lern- und Veränderungsprozesse sollten bei Individuen, Gruppen und Organisationen initiiert und implementiert werden.

Diese Ziele sind alltagspraktisch durchzubuchstabieren in den Aufgabenfeldern kirchlich diakonischer Arbeit und Partizipation in der Gesellschaft.

(überarbeitete Fassung der Rede)

## 08. Statement 3 – Pastor Dr. Ingo Habenicht

Vorstand Diakonisches Werk HH

Sehr geehrte Damen und Herren,

das Diakonische Werk Hamburg, zu dessen Vorstand ich gehöre, ist ein Landesverband der Diakonie mit rund 660 Mitgliedseinrichtungen. Doch ich werde jetzt nicht aus Verbandssicht zu Ihnen sprechen. Vielmehr werde ich Ihnen von Erfahrungen im Blick auf interkulturelles Arbeiten erzählen, die wir seit eineinhalb Jahren im Diakonie-Hilfswerk Hamburg machen, für das ich als Vorstand vorrangig zuständig bin.

Das Hilfswerk ist mit dem Diakonie-Landesverband verbunden, gehört aber rechtlich zur Nordelbischen Kirche. In seinen rund zwanzig Hilfeeinrichtungen arbeiten rund 100 Angestellte und über 450 ehrenamtliche Mitarbeitende sowie viele Honorarkräfte. Wir sind unter anderem für Obdachlose und Prostituierte da, wir betreiben ein Frauenhaus und sehr unterschiedliche Beratungsstellen, zum Beispiel für Schwangere, MigrantInnen, Menschen mit Schulden, persönlichen Problemen, Beziehungs- oder auch Erziehungsproblemen. Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund unter unseren Klientinnen und Klienten ist sehr unterschiedlich: in Integrationsprojekten beträgt er natürlich nahezu 100 %, aber auch in unserem Frauenhaus oder in der Schwangerenberatung ist er sehr hoch. Anderswo, wie zum Beispiel in der Telefonseelsorge oder in der Erziehungsberatung, fällt er sehr klein aus.

Ende 2005 gaben Mitarbeiterinnen unserer Migrationserstberatung den Anstoß zum interkulturellen Arbeiten, und ein halbes Jahr später kam ich von einer diesbezüglichen Fortbildung sachlich überzeugt und persönlich begeistert zurück. – Ohne Begeisterung, denke ich, ist interkulturelles Arbeiten auch gar nicht leistbar. - Mir war auf der Fortbildung klar geworden, welche Chancen diakonischen Arbeitens wir verpassen, wenn wir uns interkulturellem Arbeiten verschließen. Denn: Unsere Diakonie ist als soziale Arbeit der evangelischen Kirche für alle da, wir erreichen aber faktisch bestimmte hilfebedürftige Menschen nicht. Was also ist zu tun?

Wir begannen damit, dass die rund zwanzig Leitungskräfte des Hilfswerks und ich unter fachlicher Begleitung mehrfach in Workshops zur „Interkulturalität des Hilfswerks“ gearbeitet haben. Deutlich wurde, wie nah beispielsweise unserem Frauenhaus interkulturelle Themen sind, da dort kontinuierlich rund 30 Frauen und Kinder verschiedenster Nationalitäten für mehrere Monate auf engem Raum zusammenleben. Andererseits schien beispielsweise die Telefonseelsorge noch ziemlich unbeeinflusst von interkulturellen Horizonten. Auch Einzelheiten wurden sichtbar: Es fiel uns auf, dass unsere Erziehungsberatung kaum Menschen türkischer Abstammung erreicht, obwohl diese in sehr hoher Zahl in unserem Einzugsgebiet leben und auch in der ganz nah gelegenen Erziehungsberatungsstelle des Bezirkes Altona einen recht großen prozentualen Anteil ausmachen. Wir erkannten, was für eine Unmöglichkeit es eigentlich ist, dass in unserer Schuldner- und auch in unserer Schwangerenberatung oft Kinder für ihre fremdsprachigen Eltern dolmetschen. Aber auch Skepsis konnte in den offenen Gesprächen Raum finden: Müssen wir jetzt auch noch interkulturell werden? Unsere Wartelisten sind doch überall schon voll! Können wir nicht an andere geeignete Stellen verweisen? Oder auch: Sollten sich nicht die Ratsuchenden an uns anpassen statt wir an sie?

Die Diskussionen gingen weiter, und inzwischen haben wir ein zweiseitiges Arbeitsprogramm zur Interkulturalität für die nächsten eineinhalb Jahre erstellt. Inhaltlich leitet uns dabei das Grundprinzip, dass Diakonie die soziale Arbeit der evangelischen Kirche ist, mit der sie unterschiedslos für alle Menschen da sein will. In unser vor wenigen Monaten verabschiedetes Leitbild ist dieses Denken bereits eingeflossen. Der entsprechende Abschnitt lautet:

„Unsere diakonische Arbeit richtet sich unterschiedslos an alle Menschen, unabhängig von ihrer Abstammung, Herkunft oder Nationalität, ihrer religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung, ihrem Geschlecht oder ihrem Alter.“

Da wir feststellen müssen, dass wir aufgrund der kulturellen und auch religiösen Prägung unserer Mitarbeitenden manche Zielgruppen gar nicht erreichen, heißt das für uns auch, dass wir aus fachlichen Gründen teilweise Mitarbeitende benötigen, die nicht zum christlichen Bekenntnis gehören und nicht unserem Kulturkreis entstammen. Unser Leitbild sagt dazu:

„Die Grundlagen unseres diakonischen Dienstes haben Konsequenzen für uns selbst. Die Mitgliedschaft der Mitarbeitenden in einer christlichen Kirche ist bei uns Voraussetzung. Doch machen wir davon fachlich begründete Ausnahmen.“

Mit unserer Mitarbeitervertretung haben wir daher eine Dienstvereinbarung geschlossen, die auf Basis des Kirchlichen Tarifvertrags Diakonie ausdrücklich die Einstellung von Mitarbeitenden gestattet, die nicht zu einer christlichen Kirche gehören, wenn das fachlich begründet als notwendig erscheint. In zwei Fällen haben wir dies jetzt bereits umgesetzt, was vielleicht angesichts von 100 Mitarbeitenden als nicht allzu viel erscheint, aber doch einen deutlicher Wandel für eine verfasstkirchliche Einrichtung darstellt.

Doch gibt es hier nun neue Probleme, ich sehe im Wesentlichen drei:

1. Im Blick auf solche Personalfragen führen wir auch zu einer kommunalen Erziehungsberatungsstelle in Schleswig-Holstein, die zwei Beraterinnen türkischer Herkunft beschäftigt. Lange hatten dort die deutschen Berater Deutsche beraten und die Türkinnen die Türken. Die Interkulturalität im Team war dadurch nicht größer geworden, im Gegenteil: Es gab große fachliche Vorbehalte bei den deutschen Beratenden gegenüber dem, was die türkischen Beraterinnen inhaltlich taten. Die Spaltung unserer Gesellschaft zeigte sich hier nun als Spaltung der Mitarbeiterschaft.

2. Wir kämpfen derzeit vor Gericht dafür, in der Diakonie die Kirchenmitgliedschaft als Einstellungsbedingung aufrechterhalten zu können, was insbesondere durch europäisches Recht derzeit sehr gefährdet ist. Wollen wir in der Diakonie als Kirche handeln, sollten unsere Mitarbeitenden im Regelfall einer christlichen Kirche angehören, was sich meines Erachtens immer noch am besten über die Kirchenmitgliedschaft regeln lässt, wenn wir nicht Glaubensprüfungen oder Andachtszwang einführen wollen.

3. Schließlich: So viele Mitarbeitende könnten wir gar nicht einstellen, wie es Kultur-, Religions- und Sprachkreise bei unseren Klientinnen und Klienten gibt.

Ist also eine veränderte Einstellungspraxis nur ein kleiner Teil der Lösung, muss es vor allem auch darum gehen, uns als Diakonie-Mitarbeitende für interkulturelle Fragen zu sensibilisieren und die offene Haltung zu trainieren: Verstehe ich den anderen, die andere momentan eigentlich eigentlich gerade richtig? Schau ich differenziert genug? Sind mir kulturelle und religiöse Hintergründe deutlich genug?

Über eine vierteilige dialogisch gestaltete Fortbildungsreihe zum Thema Islam gewinnen wir beispielsweise differenziertere Bilder, als sie unsere Massenmedien über den Islam verbreiten. Auch spezielle Supervision, die den Blick auf interkulturelle Phänomene lenkt, kann helfen. Darüber hinaus fragen wir derzeit in allen unseren Einrichtungen genau ab, wo sie Bedarfe haben und wo Möglichkeiten innovativer Entwicklungen interkulturellen Arbeitens liegen. Zudem helfen manchmal auch Kleinigkeiten, beispielsweise, sich einen Überblick über bei uns vorhandene fremdsprachige Kenntnisse, über gut einsetzbare Dolmetscher oder über in fremden Sprachen arbeitende Einrichtungen zu verschaffen.

Das alles muss behutsam geschehen. Angesichts des allgemeinen Arbeitsdrucks und zusätzlicher Querschnittsthemen wie Qualitätsmanagement, Genderfragen und nordelbischer Umstrukturierungen möchte ich nicht durch Überforderung der Mitarbeitenden unnötige Widerstände gegen die interkulturelle Öffnung erzeugen. Aber wir bleiben auf dem Weg, weil Diakonie in unserer gesellschaftlichen Situation Interkulturalität notwendig mit einschließen muss.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(überarbeitete Fassung der Rede)

## 09. Statement 4 – Pastorin Martina Severin-Kaiser

Ökumenebeauftragte der Nordelbischen Kirche

Zu den heute auf dieser Veranstaltung genannten Fragen ist aus kirchenleitender Sicht noch nichts gesagt worden. Allerdings hat die nordelbische Kirche in ihrem Leitbildprozess, das Thema Ökumene weit oben angesiedelt. Die Wichtigkeit wurde auch dadurch deutlich gemacht, dass Ökumene als Querschnittsthema für alle Bereiche kirchlicher Arbeit beschrieben wurde. Abgesehen davon sind wir in Nordelbien stolz auf unsere zum Teil seit vielen Jahren gepflegten Partnerschaften mit Kirchen in verschiedene Regionen dieser Welt. Wir sind über den AKWD gut aufgestellt und haben den Eindruck auch entwicklungspolitisch am Puls der Zeit zu sein und ökumenisch eher zur Avantgarde zu gehören. Soweit so gut. Das alles bezieht sich allerdings auf Verhältnisse, die nicht vor Ort stattfinden.

Nun hat sich allerdings die Globalisierung so entwickelt, wie es schon meine Vorredner dargestellt haben. Die weltweite Ökumene ist jetzt nicht nur jenseits des Äquators angesiedelt sondern auf einmal auch bei uns vor der Haustür.

In dieser Situation stellen wir plötzlich fest: Als evangelische Landeskirche, die es als ihr Merkmal ansieht, immer ganz nah bei den Leuten zu sein und eher partikular – eben landes- und nicht weltkirchlich – zu denken, ist es nicht leicht, ein gutes Verhältnis zu Christinnen und Christen anderer Sprache und Herkunft aufzubauen. Wir merken auf einmal, wie kulturell eng geprägt wir arbeiten. Das ist eine Situation, auf die Gemeinden und kirchliche Werke so noch nicht vorbereitet wurden. Zu den Reaktionen angesichts der christlich immer pluraleren Landschaft gehören daher auch Abschottung und Furcht vor dem Fremden („Ist das eigentlich christlich? Sie wissen doch, dahinten in diesem Fitnesszentrum wird was gebaut, welche Sekte ist das eigentlich? Und dabei handelt es sich um den Bau einer Syrisch-Orthodoxen Kirche, einer der ältesten christlichen Kirchen überhaupt!“) Auf der anderen Seite gibt es in Gemeinden, Werken und der gesamten Gesellschaft Menschen, die schon an anderer Stelle ökumenische Erfahrungen machen konnten, die die Präsenz dieser vielen unterschiedlichen Christentümer, die nach Deutschland eingewandert sind, als bereichernd erleben.

Die Kunst der Stunde: Wie können wir diejenigen bei uns, die sich lieber zurückziehen, dafür öffnen, auf diese Situation offensiv zuzugehen. Wie können wir sie dafür gewinnen, mit denen zusammenzuarbeiten, die zumeist aufgrund biografischer Erfahrungen ökumenisch offen sind.

In dieser Situation, der neu zu lernenden interkulturellen und ökumenischen Begegnung, wird es darum gehen, wie wir zwei Pole einer Ellipse zueinander führen können: Jede Begegnung mit einem Menschen, der kulturell oder religiös anders geprägt ist, wirft mich auf die Frage wer ich selber bin zurück und wie ich mein Christentum verstehe. Die Beschäftigung mit der eigenen Identität wird in dieser Situation für alle Beteiligten wichtig und beschreibt den einen Brennpunkt der Ellipse. Beim anderen Brennpunkt geht es darum, wie kann ich mich gleichzeitig auf den anderen, mit dem ich zusammenlebe, beziehen kann. An beiden Themen müssen wir arbeiten und sie gut ausbalancieren.

Ich möchte das kurz an einem Punkt ausführen, der auch in den Eckpunkten unseres neuen Ökumenekonzeptes genannt ist: Am Anfang war es so, dass Menschen, die aus anderen Regionen der Welt zu uns kamen und die sich als Christenmenschen zu erkennen gaben, zur Diakonie geschickt wurden. Wir betrachteten sie als diakonisches Klientel aber nicht als Christinnen und Christen auf Augenhöhe, die ökume-

nisch bei uns etwas einbringen wollen. Die mit uns aber vielleicht auch getrennt von uns Kirche sein wollen. Wir müssen lernen, mit ihnen ergebnisoffen ins Gespräch zu treten. Nehmen wir sie ernst, werden wir nur gemeinsam entwickeln können, was wir füreinander sein wollen. Für mich ist daher im Moment nicht absehbar, wie viele verschiedene Kirchen wir in 50 Jahren in Hamburg haben werden, wie sie national und konfessionell geprägt sein werden. Für unsere im Verhältnis zu den anderen große Traditionskirche besteht eine Herausforderung darin, diese Zukunft nicht frühzeitig zu definieren. Ich erlebe schon heute, dass dort, wo die Zusammenarbeit mit Migrationskirchen sich intensiviert, konfessionelle Grenzen anders buchstabiert werden als bisher. Wir werden mit anderen Konfessionen gemeinsam Neues entwickeln. Unabdingbare Voraussetzung dafür ist, dass wir Berührungängste verlieren nicht nur gegenüber fremdsprachigen sondern auch einheimischen Kirchen besonders aus dem Spektrum der Freikirchen. Es ist ein umfassendes Lernfeld, auf das wir uns begeben, das unsere konfessionelle und kulturelle Identität nicht unberührt lässt und uns dazu bringen wird, neue Formen der Zusammenarbeit mit Christinnen und Christen anderer Prägung zu entwickeln.

Als Letztes: Es wird wichtig sein, vor Ort zu vermitteln, dass diese Zusammenarbeit nicht nur eine zusätzliche Last darstellt, sondern ein gemeinsames Tragen von Lasten aber vor allem auch eine Bereicherung. Denn das ist doch Ökumene: Die Einsicht, selber begrenzt zu seiner mit der eigenen Art Kirche zu leben und deshalb auf die anderen angewiesen zu sein, um in einem noch tieferen Sinne Kirche sein und werden zu können.

Ich habe mit diesen knappen Gedanken, denen Wolfgang Vogelmann wohl zustimmen könnte, allein das innerchristliche Verhältnis bedacht und angesichts der kurz bemessenen Zeit nicht noch die interreligiöse Dimension einbezogen, wozu sicher nachher noch Gelegenheit besteht.

## 10. Fragen aus den Kleingruppen

Moderation: Dr. Mirjam Freytag

- Was kann interkulturelle Öffnung ganz konkret auf der Ebene von Ortsgemeinden heißen;
- was heißt Öffnung dieser Gemeinden, was heißt das für die Ausgestaltung von Gottesdiensten,
- was heißt das in Hinblick auf den Sozialraum, in dem sich die Gemeinde befindet; was heißt das in Hinblick auf Interkulturalität nicht nur als Frage von Migration, sondern im weitesten Sinne?
- Interkulturelle Öffnung ist en vogue. Ist der Prozess im Hilfswerk, von dem Dr. Habenicht berichtet hat, nicht eine Blaupause für ein systematisches Organisieren von Prozessen mit dem Ziel der interkulturellen Öffnung in kirchlichen und diakonischen Einrichtungen und Gremien – ausdrücklich auch Gremien?
- Wie kommt man vom Multi zum Inter? Die Existenz des Nebeneinanders verschiedener Kulturen ist unumstritten. Die zentrale Frage ist, wie aus dem Nebeneinander ein Miteinander werden kann.
- Was können kirchenleitende Gremien dazu tun, dass es nicht beim Postulat allein bleibt, sondern sich konkrete Wege beschriften werden?
- Wie können interkulturelle und interreligiöse Konflikte konstruktiv ausgetragen werden?

## **Dr. Ingo Habenicht**

Die Fragen mit der Blaupause und die vom Multi zum Inter nehme ich auf.

Ich weiß es nicht mit der Blaupause. Ich habe versucht, Ihnen einen Weg zu schildern, den wir eineinhalb Jahre gegangen sind. Wo ich noch viele Lücken sehe und von dem ich meine, dass wir ihn weiter gehen. Ich habe Widerstände erlebt, ich spüre sie an mir und bei anderen. Ich sehe auch Begeisterung. Ob das schon eine Blaupause ist, ob das reicht für Gremien und Einrichtungen? Keine Ahnung. Wir haben bei uns Themen entdeckt, die an einigen Stellen schon durchtragen, an anderen noch nicht. Ich glaube, man kann sie theoretisch begründen und es gibt an anderen Stellen positive Erfahrungen, die aufgeschrieben worden sind – gute Programme, die dazu beitragen interkulturelle Sensibilität zu fördern. Aber ich bin ratlos, wenn es um Patentrezepte geht. Deshalb habe ich auch erfahrungsbezogen angesetzt. Ich glaube, wenn wir uns an verschiedenen Stellen auf den Weg machen, und wenn kirchenleitende Gremien das auch befördern, sei es durch Geld, sei es durch Signale der Ermutigung, durch Personal, dann sind wir einen großen Schritt weiter und dann wird es wahrscheinlich auch viele Differenzierungen geben. Hoffentlich, denn anders kann es bei interkulturellem Leben, Denken und Arbeiten ja auch nicht sein. Dann werden wir wohl zum Inter kommen und uns vom Multi irgendwie wegbewegen. Ich sage das ganz gewollt so schwammig, weil es schwierige Wege sind und es Patentrezepte wohl nicht geben wird. Noch schwieriger wird das vermutlich bei Kirchengemeinden.

## **Propst Jürgen Bollmann**

Was heißt interkulturelle Öffnung von Kirchengemeinden? Wir erleben das und haben das auch immer erlebt. Ich komme aus dem Kirchenkreis Harburg, der seit zweihundert Jahren ein Konglomerat von Menschen ist, die dazu kommen und auch wieder wegziehen.

Was wir dort erleben, ist, dass beispielsweise die Russlanddeutschen sich in die Gottesdienste der Gemeinden hineinbegeben. Die sitzen da, kommen eine halbe Stunde früher, singen ihre Lieder und dann feiern sie gemeinsam mit der Gemeinde vor Ort Gottesdienst. Die Gemeinde vor Ort kriegt das mit, da sitzen ja immer vornehmlich ältere Damen mit Kopftuch. Und daraus entwickeln sich allmählich gemeinsame Bezugspunkte.

Das funktioniert nur, wenn die Kirchengemeinden das wahrnehmen und befördern und wenn die kirchenleitenden Gremien das unterstützen.

Im Kirchenkreis Hamburg-Ost haben wir ein Modell entworfen, dass dafür Sorge tragen soll, die verschiedenen Bereiche der Ökumene enger aufeinander zu beziehen. So denke ich, kann auch kirchenleitend dafür Sorge getragen werden, dass allmählich aus dem Multi ein Inter werden kann.

## **Pastorin Martina Severin-Kaiser**

Wie passiert eigentlich die Öffnung vor Ort in einer Gemeinde oder Einrichtung? Ich möchte hier jetzt keine Patentrezepte wohlfeil anbieten, die vielleicht hier oder dort gut funktioniert haben – die gibt es aber. Ich denke eine Folge der heutigen Veranstaltung könnte sein, einen workshop genau zu dieser Frage zu machen und dann auch einmal zusammen zu tragen, was es an best practice schon gibt und dabei auch verstärkt diejenigen einzuladen, die hier als die ökumenisch Anderen begriffen werden und sich mit ihnen zusammen zu setzen. Also ich finde, es sollte eine Folge des Tages sein, sich den einzelnen Themen noch genauer und mit Zeit zuzuwenden.

## **Landespastorin Petra Thobaben**

Ich denke, multi findet immer dort statt, wo etwas parallel läuft, wo die einen, was machen, und die anderen es nicht wahrnehmen. Zum Inter kommen heißt für Gemeinden, aber auch für Einrichtungen der Diakonie ein Klima der Offenheit zu schaffen, wo man einander begegnen kann, hören und wahrnehmen kann und sehen kann, was passiert.

Ich fand es sehr schön, in unserer Arbeitsgruppe vorhin so verschiedene Beispiele zu hören, wo es geklappt hat. Eine Lübecker Gemeinde, wo man sich getroffen hat, um voneinander wahrzunehmen, was heißt es Fasten und Ramadam zu haben und wie gestaltet man das Nikolausfest als Einladung zum sensiblen gegenseitigen Zuhören und Wahrnehmen.

Oder in einer diakonischen Einrichtung, die sich auf den Weg macht, Frauen aufzusuchen in ihrer häuslichen Isolation als Müttern von Kindern – extrem noch erschwert, wenn es sich um Mütter von Kindern mit Behinderungen handelt, und wo man zu Gruppen einlädt, die Häuser öffnet und Interaktion hat. So dass Frauen wahrnehmen können, es ist nicht nur mein Kind, es ist auch ein anderes Kind; und im Miteinander-Sprechen sich auf den Weg vom Multi zum Inter machen. Ich glaube, das sind so die Schritte, die zu gehen sind – nicht die großen Programme, sondern so wie das Hilfswerk das auch gemacht hat, sich dem Ganzen aussetzen und die Verwundbarkeit wahrnehmen können.

## **Propst Jürgen Bollmann**

Zur Frage der interkulturellen Öffnung von Gremien habe ich noch etwas zu ergänzen. Ich finde, dass das ein wichtiges und spannendes Thema ist, das uns nicht nur hier begegnet, sondern auch etwa im Bereich der Jugend. Es ist ein Hinweis darauf, dass wir unsere Gremienarbeit verändern müssen, damit wir andere einladen können, da mit zu arbeiten und Verantwortung zu übernehmen. Ich glaube, grundsätzlich wollen sie das, aber nicht in den Strukturen, die wir vorgeben. Es gehört also in den Veränderungsprozess der Gesamtkirche mit hinein.

## Weitere Anfragen & Anmerkungen aus den Kleingruppen

(auf der Pinwand notiert)

- Welche Hilfe brauchen Ortsgemeinden, um Gestalt des weltweiten Leibes Christi zu sein?
- Ortsgemeinden brauchen Integrationsbeauftragte! Welche Schritte braucht es dazu?
- Inwieweit sind „ausländische Gemeinden“ in die Seminarvorbereitung mit einbezogen?
- Es wäre gut, institutionsübergreifend zusammen zu arbeiten (DWs, NMZ, KED, Kirchenkreise und Kirchengemeinden)
- Sollte das Thema „Migration und Integration“ NEK-Verfassungsrang bekommen?
- Wie kann es gelingen, die Basis (Menschen in den Ortsgemeinden) in die Herausforderung von Migration und Integration mit hinein zu nehmen?
- Die Anstellung von Menschen mit Migrationshintergrund sollte verstärkt werden – dabei sollte in bestimmten Arbeitsfeldern auch die Möglichkeit der Anstellung von Menschen mit nichtchristlicher Religionszugehörigkeit gegeben sein.
- Das Festhalten an der „Loyalitätsrichtlinie“ führt den diakonischen Auftrag, für alle Menschen da zu sein, in der Praxis ad absurdum. Wie sieht das Leitbild der NEK in dieser Frage aus?
- In jedem Kirchenvorstand sollte eine Beauftragung für die interkulturelle Öffnung der Gemeinde erfolgen!
- Wie begegnet man Konflikten unter den Kulturen?
- Die „Grundsätze für die Überlassung kirchlicher Räume“ sollte überdacht werden!
- „Heimatgemeinschaften“ wollen unter sich bleiben!
- Beobachtung in der „interkulturellen“ Kirchengemeinde Dulsberg: Obwohl viele der Mitarbeitenden einen Migrationshintergrund haben, bleibt die „klassische“ Gemeinde deutsch!
- Worin besteht das Gemeinsame der vielen „Heimatklügel“?
- Wie kann der kirchliche und der soziale Raum gemeinsam gestaltet werden?
- Welche Kompetenzen brauchen Mitarbeitende? – Wie erlangen sie diese?
- Viele MigrantInnen sind mindestens Teil zweier Kulturen!
- Haben nicht alle Migrationshintergrund?
- Wir (fremdsprachige Gemeinden) wollen Partnerschaft mit deutschen Gemeinden – keine landlord-tenant-relationship!
- Wir (fremdsprachige Gemeinden) benötigen mehr Geduld auf deutscher Seite!
- Wir (fremdsprachige Gemeinden) sind auch Christen!
- Kirche muss mehr Ressourcen für Modellprojekte zur Verfügung stellen!
- Unterstützung von Modellprojekten und Bündelung der Kräfte (z.B. der afrikanischen Gemeinden)

## 11. Überleitung in die Arbeitsgruppen

Dr. Mirjam Freytag

Bei den nun folgenden Arbeitsgruppen geht es um die spezifischen Arbeitsfelder. Da sollten sie die Statements unter der konkreten Fragestellung, was bedeuten diese Statements z.B. im Kontext der Kita- und Jugendarbeit oder der Partnerschaftsarbeit. Wir werden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen aufnehmen und nacharbeiten, um den Prozess weiter in Gang zu halten.

### AG Interkulturelle Gemeindearbeit

Moderation:

Pastor Sönke Ullrich (Haus am Schüberg, KK-Stormarn)

Pastorin Daniela Konradi (Kirchengemeinde Duhlsberg, KK Alt-Hamburg)

#### ***Thesen und Fragen:***

#### **Kirchengemeinden in interkulturellen Kontexten bedürfen der interkulturellen Öffnung**

In der Arbeitsgruppe soll darüber diskutiert werden, wie Kirchengemeinden in interkulturellen Kontexten Heimat auch für Zugewanderte sein können:

Was bedeutet dieser Anspruch für die Gemeindeleitung, die Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, den Gottesdienst, diakonische Handlungsfelder und die Seelsorge?

Welche Rolle kann eine evangelische Kirchengemeinde für die interkulturelle Begegnung und Verständigung im Gemeinwesen leisten?

Was könnten die ersten Schritte sein? – Welche Probleme werden gesehen bzw. erwartet?

Teilnehmende: 16 Personen

#### ***Ergebnisse:***

Die Pastorin der ev.-luth. Kirchengemeinde in Dulsberg, Daniela Konradi, beschreibt die Situation ihrer Kirchengemeinde in einem stark durch Migration geprägten Stadtteil:

Der Kirchenvorstand der Gemeinde legt Wert darauf, die demographische und soziale Situation in ihrem Stadtteil auch im Gemeindeleben abzubilden. Deshalb hat der KV sich bewusst für eine Pastorin entschieden, die ghanaisch-deutscher Abstammung ist. Auch in der Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft der Gemeinde und im Akonda e.V., der in Gemeinderäumen zu Hause ist, wird dieses Anliegen erkennbar.

Dennoch ist zu beobachten, dass in den Kernaktivitäten der Gemeinde (Gottesdienst, Seelsorge und Gemeindegruppen) die interkulturelle Öffnung des Gemeinde-

lebens nur schwer gelingt. Demgegenüber zeigt sich, dass sich an den Rändern des Gemeindelebens (Kindertageseinrichtung, Angebote des Vereins u.a.) die demographische und soziale Situation des Stadtteils deutlicher widerspiegelt.

Ähnliche Befunde werden auch von anderen aus der AG bestätigt – im besonderen Maße gilt das für die Kindertageseinrichtungen der Gemeinden. Insgesamt wird diagnostiziert, dass die interkulturelle Öffnung des Gemeindelebens einen langen Atem und viel Geduld benötigt.

Pastorin Konrædi berichtet, dass die Anstrengungen der Kirchengemeinde durch den Kirchenkreis Alt-Hamburg durch zusätzliche Pastorinnen-Kapazitäten unterstützt werden – damit erkennt der Kirchenkreis die Schwierigkeit der Herausforderung an und gibt gleichzeitig zu erkennen, dass er den Rückzug ev.-luth. Kirchengemeinden aus von Einwanderung und sozialen Problematiken geprägten Milieus verhindern möchte.

Die Teilnehmenden der Arbeitsgruppe begrüßen sehr die Entscheidung und das Bemühen des Kirchenvorstandes, die demographische und soziale Zusammensetzung des Stadtteils im Gemeindeleben aufzunehmen. Dass dieses Bemühen auch in der Zusammensetzung der Mitarbeiterschaft zum Ausdruck kommt, wird besonders hervorgehoben. Auch wird die Unterstützung seitens des Kirchenkreises Alt-Hamburg sehr positiv bewertet.

#### **Als unzureichend wird dagegen empfunden:**

1. Angesichts der Tatsache, dass mittlerweile viele Stadtteile in Hamburg vor ganz ähnlichen Fragen stehen, reicht die Anzahl der ev.-luth. Kirchengemeinden, die sich diesen Herausforderungen gezielt und bewusst stellen, bei weitem noch nicht aus. Die Kirchenkreise sollten dafür werben, dass noch mehr Kirchengemeinden entsprechende Entscheidungen treffen.
2. Kirchenkreise sollten über die zusätzliche Bereitstellung von PastorInnen-Kapazitäten hinaus auch dafür sorgen, dass Mitarbeitende interkulturell geschult und beraten werden. Zudem sollten sie dazu beitragen, dass die aktiven Kirchengemeinden stärker miteinander vernetzt werden, um ihre Erfahrungen auszutauschen und voneinander zu lernen. Darüber hinaus ist es Aufgabe der Kirchenkreise, sicher zu stellen, dass die Kirchengemeinden das Know-How der nordelbischen Einrichtungen (NMZ, AKWD, DW u.a.) für sich nutzen und in Anspruch nehmen können. Deshalb benötigen die Kirchenkreise gut funktionierende Arbeitsstellen für Migration und Ökumene.
3. Insgesamt scheint das kirchliche Bewusstsein dafür, dass sich in Stadtteilen wie Dulsberg, Steilshoop, Mümmelmannsberg, Großlohe, Wilhelmsburg, Veddel, Altona u.a. die Auswirkungen der Globalisierung unmittelbar abbilden, noch nicht hinreichend ausgeprägt. Tatsächlich aber sind sie die Praxisfelder vor Ort, an denen sich erweisen wird, ob die ev.-luth. Kirche fähig sein wird, zukunftsweisende Antworten auf die Globalisierung zu finden.

Sönke Ullrich

## **AG Zusammenarbeit mit fremdsprachigen Gemeinden**

Moderation: Pastorin Martina Severin-Kaiser, Ökumenebeauftragte der NEK

### ***Thesen und Fragen:***

#### **Von Untermietern zu ökumenischen Geschwistern – oder der tägliche Ernstfall ökumenischer und interkultureller Arbeit**

In vielen Gemeinden feiern am Samstag oder Sonntagnachmittag fremdsprachige Gemeinden zumeist afrikanischer Herkunft ihren Gottesdienst. Oft gibt es über die Zahlung einer Kostenerstattung hinaus kaum Kontakt zwischen der Ortsgemeinde und den Gästen. Die unterschiedlichen Weisen, Gottesdienste zu feiern, führen nicht selten zu Konflikten.

Jede Gemeinde ist dabei in ihrem kulturellen Muster der Kommunikation gefangen. Zuwenig ist vom Leben der jeweils anderen bekannt. Die Gastgemeinden werden leicht als Mieter gesehen und nicht als christliche Geschwister. Ortsgemeinden haben heute mit vielen Finanz- und Strukturproblemen zu tun, die für die Gastgemeinden weder sichtbar noch nachvollziehbar sind.

In dem Workshop wollen wir fragen, was unsere theoretische und praktische Vision für das Zusammenleben von verschiedenen Gemeinden unter einem Kirchendach sind und was wir brauchen, damit die Vision Gestalt gewinnt.

### ***Ergebnisse:***

Zu diesem Workshop waren nur 5 Personen gekommen. Die meisten Teilnehmenden der Tagung kamen aus dem Bereich kirchlicher Dienste und Werke und nicht primär aus Gemeinden. Dies wird einer der wichtigen Gründe für die geringe Resonanz gewesen sein.

Pastor Okeke von der afrikanischstämmigen Christ Ambassador's Church aus Harburg schilderte zu Beginn, wie sich das Verhältnis von Gastgemeinden zu den jeweiligen einheimischen Gemeinde darstellt. In Hamburg nutzen ca. 30 fremdsprachige Gemeinden Räume von nordelbischen Gemeinden. Das Verhältnis der beiden Gemeinden zueinander ist im besten Fall freundlich distanziert. Sehr selten kommt es zu intensiveren Kontakten. Eigentlich weiß man nichts voneinander.

P. Okeke schildert das Verhältnis afrikanischer zu deutschen Gemeinden als eines von Landlord/Vermieter und Tenant/Mieter. Solange es nichts zu beanstanden gibt, nimmt der Tenant nach afrikanischer Sitte keinen Kontakt zum Landlord auf, sondern hält sich eher zurück. So erklärt er die oft vorhandene Zurückhaltung auf afrikanischer Seite, auf die deutsche Gemeinde zuzugehen. Seiner Ansicht nach müssen beide Seiten sich überhaupt erst einmal kennen lernen, um dann zu sehen, was daraus an Gemeinsamem erwachsen kann.

Auf Seiten der einheimischen Gemeinde begegnen gegenüber den überwiegend afrikanischstämmigen Gemeinden Reaktionen, die von Ablehnung bis freundlichem Interesse reichen. Als verletzend wird besonders die Nichtanerkennung afrikanischer Pastoren als gleichwertiges Gegenüber seitens deutscher Kollegen beschrieben. Für deutsche Gemeinden ist es nicht immer leicht, einen Anknüpfungspunkt für einen weiterreichenden Kontakt zu finden. Gemeinsame Gottesdienste sind angesichts der sehr unterschiedlichen Spiritualität und dem divergierenden Umgang mit Zeit nicht einfach zu realisieren. Der Kontakt zwischen den Gemeinden stellt nicht nur eine theologische sondern auch eine interkulturelle Herausforderung dar.

Folgende Wünsche wurden gemeinsam formuliert:

- Die Afrikanischen Gemeinden brauchen, um selbstbewusster agieren und sprachfähiger werden zu können Fortbildungsprogramme wie ATTiG an der Missionsakademie (African Theological Training in Germany) und das praktisch-theologische Trainingprogramme (Folge von ATTiG).
- Beide Seiten – die einheimischen Gemeinden wie auch die fremdsprachigen Gemeinden- brauchen Impulse von außen, um sich kennen- und schätzen zu lernen. Hier wird das Projekt „Interkulturelles Bibellesen“ (Missionsakademie und Ökumenebeauftragte) als ein vielversprechender Impuls genannt.
- Als Ziel darf nicht vorher schon feststehen, dass eines fernen Tages, die fremdsprachigen Gemeinden sich in größtmöglicher Nähe zur nordelbischen Kirche befinden sollen. Wie das zukünftige Verhältnis aussieht, werden beide Seiten gemeinsam entwickeln.

Martina Severin-Kaiser

## **AG Christlich-Islamischer Dialog**

Moderation: Pastor Dr. Detlef Görrig, Islambeauftragter der NEK

### ***Thesen und Fragen:***

Zwischen Kultursensibilität und Islamskepsis.  
Zur kirchlichen Begegnung mit Muslimen in Deutschland.

1. Welche Erfahrungen und Ressourcen im Umgang mit Musliminnen und Muslimen sind in der Nordelbischen Kirche vorhanden?
2. Welche Schwierigkeiten und Konflikte werden in der gegenwärtigen Situation gesehen?
3. Welche Schritte und Maßnahmen auf dem Wege einer interkulturellen und interreligiösen Verständigung sind erforderlich?

### ***Ergebnisse:***

Anwesende: Pastor Christian Gauer (KK Lübeck), Pastor Dr. Detlef Görrig (NMZ), Friederike Raum-Blöcher (KK Harburg), Pastor Tjarko Tammen (KK Eutin)

Die mit vier Teilnehmenden kleine Arbeitsgruppe ermöglichte die Behandlung der drei Gruppenfragen anhand einer konkreten Situation. Dabei stand die Frage nach der interkulturellen und interreligiösen Öffnung einer KITA im Mittelpunkt. Welche Motivation zur Begegnung ist vorhanden, welche Schritte können unternommen werden, wie kann die Integration einer türkischen Mitarbeiterin in die KITA erfolgreich verlaufen? Als sinnvoll erachtet wurde eine genaue Beobachtung und Analyse der Ausgangskonstellation, die Rückschlüsse darüber erlaubt, was in der jeweiligen Situation möglich ist. Ungeklärte Motivations- und Interessenlagen, die am Anfang bestehen, werden sich in der Entwicklung durchziehen und sollten deshalb frühzeitig thematisiert und bedacht werden. Wer will wieviel Interkulturalität und warum? Kinder, Eltern und Erziehende haben hier zum Teil sehr unterschiedliche Vorstellungen. Als sinnvoll wurde z.B. das gemeinsame Kochen der Erziehenden mit dem Pastor angesehen, da hier auf informellem Wege interkulturelle Praxis und Verständigung vorangetrieben wird. Ein weiteres Thema der Arbeitsgruppe waren Projekte, die mit Jugendlichen unternommen werden können zur Verbesserung der interkulturellen Kommunikation. Die Notwendigkeit dafür wurde ausdrücklich betont, aufgrund fehlender Zeit in der Arbeitsgruppe aber nicht mehr vertiefend behandelt.

Fazit: Die Gruppenarbeit zeigt die Praxisnähe christlich-islamischer Dialogarbeit von der KITA über die Schule bis hin zur Jugendarbeit. Die interkulturelle Öffnung kirchlicher Arbeit ist damit ein Gebot der Stunde.

Detlef Görrig

## **AG Diakonie**

Moderation: Bettina Clemens, Diakonisches Werk Hamburg

### ***Thesen und Fragen:***

„Soziale Arbeit, die nicht interkulturell ist, ist nicht fachlich.“

In der Arbeitsgruppe wird nicht ein spezieller Arbeitsbereich, sondern die Diakonie insgesamt diskutiert:

Wie kann die Diakonie in Nordelbien sich für Klientel mit Migrationshintergrund öffnen? Soll das überhaupt passieren?

Wie geht die Diakonie im eigenen Haus mit der Interkulturellen Öffnung um? Wie versteht sie ihre Rolle als Arbeitgeber? Wie vermittelt sie ihr Vorgehen an Mitgliedseinrichtungen?

Wir wollen über den Stand der Entwicklungen im Bereich der Interkulturellen Orientierung sprechen und Verabredungen treffen über die Zielrichtung und Weiterarbeit.

### ***Ergebnisse:***

In der Arbeitsgruppe wurde das Thema Einstellungspraxis in Kirche und Diakonie kontrovers diskutiert. Diakonische Einrichtungen, die häufig einen Bedarf an nicht-christlichen Mitarbeitenden haben, erwarten von der Leitung eine klare Stellungnahme und möglichst eine Öffnung der Einstellungspraxis. Verbunden sind damit auch Appelle an die Diakonie, ihrer Verantwortung für die Integration von MigrantInnen (die häufig auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt sind), ihrer Verantwortung als Arbeitgeberin und ihrer Vorbildfunktion gerecht zu werden. Es macht sich nicht so gut, von staatlichen und anderen Einrichtungen interkulturelle Öffnung zu verlangen und sie selbst nur zögerlich zu vollziehen. MigrantInnen fühlen sich durch die derzeitige Praxis in Kirche und Diakonie ausgegrenzt. Die KollegInnen aus der Praxis wünschen sich, dass ihre Bedarfe und die Probleme, die sich dadurch ergeben, dass KollegInnen mit Migrationshintergrund benachteiligt sind, bei den Leitenden bekannt gemacht werden.

Es wurde zu bedenken gegeben, dass man auf dem Weg der interkulturellen Öffnung an diesem Punkt vorsichtig und geduldig, beharrlich sein muss. Das christliche Profil und auch seine Dokumentation durch die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche ist eine wichtige Grundlage, ein Wert der Arbeit der Diakonie, der nicht einfach aufgegeben werden sollte.

Es ist zu klären, ob die Frage des christlichen Profils, der christlichen Grundlagen der Arbeit z.B. im Migrationsbereich und die Qualitätsstandards der interkulturellen Arbeit ausführlicher diskutiert werden sollten (z.B. in weiteren Veranstaltungen).

Die Herausforderung für den Bereich Diakonie ist von daher, die Positionen in kirchlichen leitenden Gremien und Ausschüssen so zu beeinflussen, dass die Einstellungspraxis sich verändert. Es wird vorgeschlagen, sich in der Diskussion primär auf die gewünschte und gebrauchte Fachlichkeit in den Arbeitsfeldern zu berufen, anstatt einen generellen Verzicht auf die Kirchenzugehörigkeit zu fordern.

Bettina Clemens

## **AG Kindertagesstätten**

Moderation: Renate Wegner, Diakonisches Werk Schleswig-Holstein

Input: Angelika Koppelman, Kita „Noahs Arche“, Kiel-Dietrichsdorf:

Die Referentin ist Mitglied im christlich-muslimischen Beirat der Paul-Gehard KG in Kiel und hat als eine der ersten in der nordelbischen theologisch-religionspädagogischen Aufbauqualifizierung (TRA) für Mitarbeitende in Kindertagesstätten teilgenommen und die Inhalte „Toleranz – Öffnung für Fremdes und Fremdheit“ aktiv mit gestaltet.

### ***Thesen und Fragen:***

In der Arbeitsgruppe wird der Arbeitsbereich Kindertagesstätten diskutiert:

Wie ist hier die interkulturelle Öffnung gelungen?

Wie sieht die Praxis aus?

Wie konnten „Hindernisse“ ausgeräumt werden?

In einer offenen Diskussion werden Fragen und eigene Beispiele „bearbeitet“ und Hilfestellungen zur eigenen Umsetzung gegeben.

### ***Ergebnisse:***

Frau Koppelman berichtet über das problematische Verfahren in Kiel zur Einstellung einer Muslima als Erzieherin. Letztendlich wurde der Einstellung zugestimmt, verbunden mit der Auflage, das evangelische Profil der KiTa deutlich herauszuarbeiten.

Aus der anschließenden Diskussion ergeben sich folgende wichtige Aspekte:

- Für Eltern anderen Glaubens sind ev. KiTas ein Ort, wo der Glaube gelebt und sichtbar wird. Daher werden ihre Kinder dort gern angemeldet.
- Menschen anderer Kulturen gehören mittlerweile zum Alltag im Stadtteil und sind somit auch die Zielgruppe der KiTas.
- Diese Vielfalt sollte in der Arbeit sichtbar werden und alle Kulturen Berücksichtigung finden.
- Der Einsatz von MigrantInnen ist sehr hilfreich bei den Kontakten zu den Zuwandererfamilien und zum Abbau von Hemmschwellen, Zugangsbarrieren, aber auch bei Konflikten u.a.
- Die interkulturelle Qualifizierung im Elementarbereich sollte Standard sein/werden (Beispiel TRA in Nordelbien). Darüber hinaus sind individuelle Unterstützung und Kooperationen im örtlich Netzwerk hilfreich, insbesondere auch der Kontakt zu Migrationsfachdiensten.
- Es gibt bereits vielfältige Materialien für den Einsatz in KiTas, z.B. von Ökotoxia.
- In Stellenbeschreibungen darf keine Konkurrenz zwischen Christen und Muslimen aufgebaut werden. Hilfreich wären hier eine Musterbeschreibung und konkrete Hinweise. Grundlage der Einstellung von Andersgläubigen ist immer das eigene ev. Profil.

„Soziale Arbeit, die nicht interkulturell ist, ist nicht fachlich!“

Renate Wegner

## **AG Partnerschaftsarbeit**

Moderation: Dr. Mirjam Freytag, KED Nordelbien

### ***Thesen und Fragen:***

Ökumenische Partnerschaftsarbeit ist Dialog der Kulturen und implizierte Integration

Ökumenische Partnerschaftsarbeit versteht sich von je her als interkulturelle Arbeit, und Ökumene ist der theologische Ausdruck für umfassende Integration.

In der Arbeitsgruppe wollen wir darüber nachdenken, wie es mit Dialog- und Integrationsfähigkeit in unserer Kirche bestellt ist und inwiefern ökumenische Lehrerfahrungen auf die Ausgestaltung kirchlicher Arbeitsfelder und das Selbstbild der Kirche ausstrahlen können.

Wer und wo sind unsere Partnerinnen und Partner?

Von der „Mission in alle Welt“ (Mt. 28,20) hin zu ökumenischen Beziehungen in der EINEN Welt. Globalisierung als Herausforderung, die Koordinaten neu zu bestimmen. Wie gestalten wir Begegnungen mit Partnerinnen und Partner? Ist die Kommunikationsstruktur symmetrisch? Wie lässt sich Gemeinschaft angesichts fortbestehender ökonomischer Asymmetrien gestalten? Wie weit geht die interkulturelle Öffnung in der Partnerschaftsarbeit? Welche Rolle spielt der interreligiöse Dialog?

### ***Ergebnisse:***

In der Arbeitsgruppe waren Mitglieder, die bereits lange Zeit in der Partnerschaftsarbeit aktiv waren und Interessierte, die diese Arbeit kennen lernen wollten. Es gab einen regen Austausch, in dem gegenseitig viele Fragen gestellt und beantwortet wurden.

Auf die Frage hin, wie Partnerschaften hier vor Ort gelebt werden können, kamen folgende Vorschläge:

- Interreligiöse Fragen in den Blick nehmen.
- Politische und ökonomische Erfahrungen der Partner in Übersee können sensibilisieren für die entsprechenden Zusammenhänge hier vor Ort.
- Der Dialog mit den Partnerinnen und Partnern in der Besucher- wie auch in der Gastgeberrolle befruchtet gegenseitig die Reflexion der Arbeit.
- Partnerschaftsarbeit kann dazu motivieren, Kontakt zu Christ/inn/en mit anderem kulturellen Hintergrund aufzubauen.
- Christinnen und Christen mit Migrationshintergrund und ihre Kirchen machen einen hohen Anteil der Kirchenmitgliedschaft in Deutschland aus. Aus dem Nebeneinander kann ein Miteinander werden, wenn Gottesdienste gemeinsam gefeiert und Gemeindeleben zusammen gestaltet werden und wenn die Form der gemeinsamen Gottesdienste neu bedacht wird.
- Gemeinsam durchgeführte Workshops können eine Annäherung ermöglichen. Hierfür ist interkulturelle Kompetenz notwendig.
- Wir können zum Beispiel in Hamburg auf „Weltreise“ gehen. Dafür lassen sich Angebote entwickeln, durch die wir die Lebenswelten von Menschen anderer kultureller Herkunft in Hamburg kennen lernen können. Ökumenische Begegnungen sind bei uns vielfältig möglich, nicht nur auf Fernreisen.

Mirjam Freytag, Elisabeth Hartmann-Runge

## AG Kirchliche Flüchtlingsarbeit

Moderation: Fanny Dethloff, Flüchtlingsbeauftragte der NEK

Teilnehmende: Clement Bonsu, Seelsorger in der Abschiebehaf HH

Lady Cindy Mensa, African Council of Churches HH

Abdulla Mehmud, Migrationsberatung der Gemeindediakonie Lübeck

Wiebke Wilken und D. Rau

Uta Gerstner, Diakonische Basisgemeinschaft Brot & Rosen, HH

### **Ergebnisse:**

Interkulturelle Arbeit wird vor allem in der kirchlichen Flüchtlingsarbeit geleistet, insbesondere in der Kirchenasylbewegung.

Sie wird sowohl von Ehrenamtlichen getragen als auch von Hauptamtlichen unterstützt.

Sie ist das Erfahrungsfeld für interkulturelles Lernen und interkulturelles Konflikttraining.

Seit über 20 Jahren ist die Kirchenasylbewegung in Deutschland aktiv.

2008 geht sie auf ein 25-jähriges Jubiläum zu.

Kirchenasyle waren und sind für die betroffenen Gemeinden oft ein unfreiwilliges Gemeindeaufbau-Projekt: Da ist die große Bereitschaft vieler Gemeindeglieder, sich z.B. auf eine bestimmte Familie mit ihrer Geschichte einzulassen und konkret Hilfe zu leisten.

Voraussetzung für jegliches Engagement in der kirchlichen Flüchtlingsarbeit, sei es von einzelnen wie von Gruppen, ist die (persönliche) **Betroffenheit**:

Es ist nicht auszuhalten, wie in unserem Land von Politik und Behörden die offizielle Umgangsweise der staatlichen Kriminalisierung von Menschen anderer Herkunft ist!

„**Es jammert mich!**“, wie in meinem Land mit unseren Rechten im Hinblick auf Fremde umgegangen wird, die bei uns Zuflucht, Schutz, Hilfe und neue Lebensperspektiven suchen.

Da sind einerseits die betroffenen Menschen selbst, die nicht hineingelassen werden sollen und an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt werden bzw. außen vor stehen (keine Arbeitserlaubnis, keine Deutschkurse, Zwang in die Abhängigkeit durch verminderte Sozialhilfe, Residenzpflicht u.a.m.)

Es ist gleichzeitig auch die Einsicht und das Erschrecken darüber, dass da, wo durch unsere Rechtssysteme Menschenrechte vorenthalten werden, Menschen behördlicherseits getäuscht und sogar um ihre Rechte betrogen werden, dass es das Recht selbst ist, das in seiner Mitte ausgehöhlt und untergraben wird. **Flüchtlingsarbeit ist also immer auch Menschen-Rechtsarbeit.**

### **Wie entfalten wir ein spezifisch protestantisches Profil?**

Als ChristInnen, Gemeinden und ganze Kirche macht uns ihr Schicksal betroffen incl. dessen, was sie dann noch bei uns (z.B. in der Ausländerbehörde oder im Abschiebegefängnis) erleben müssen.

Aus unserer **christlichen Glaubenshaltung** hören wir den Ruf Jesu: „Was ihr einem meiner geringsten Geschwister getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Matth. 25) Hier ist weder ein naiver Altruismus angesagt („ich möchte so gerne helfen“), noch eine Positionierung im „Oben“ einer paternalistischen Haltung, die sich fürsorglich nach unten beugt, um armen Menschen etwas Gutes zu tun.

Im Kern geht es bei der **Hinwendung zu den Fremden** also um Nachfolge dessen, der sich mit den Ausgegrenzten, Fremden, Vertriebenen, Heimatlosen identifiziert.

Hinwenden heißt zuerst zuhören. Zuhören, ohne zu bewerten, zu unterstellen oder es besser zu wissen.

Und dann zu versuchen, menschlich und rechtlich konkret zu helfen (z.B. einen Termin organisieren beim Arzt oder der Flüchtlingsberatung, soziale Kontakte herstellen z.B. Kinderbetreuung, Deutschunterricht organisieren u.v.m.).

Luthers Positionierung „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders.“, die er im tiefsten Glauben an die Richtigkeit des Evangeliums eingenommen hatte, ist uns Vorbild und Ruf, uns sowohl an die Seite der Schutzsuchenden zu stellen, deren Menschenwürde in unserem Land missachtet wird, als uns auch in Staat und Gesellschaft mit protestantischem Profil zu positionieren im Protest gegen eine unrechtmäßige Ausländer- und Flüchtlingspolitik

In dieser Arbeit und im Zusammensein mit den Betroffenen müssen wir bei Schwierigkeiten, Krisen und Ablehnung auch immer wieder lernen, die Grenzen unserer Handlungsmöglichkeiten zu akzeptieren und die eigene Ohnmacht auszuhalten. Hier ist die spirituelle Tiefendimension unseres Glaubens herausgefordert, wenn wir erfahren müssen: *„Wir tun, was wir können“ und doch merken „mit unsrer Macht ist nichts getan“*. In dieser Frustration die Betroffenen mit unserer Fürbitte voller Hoffnung der göttlichen Fürsorge anzuempfehlen, ist unser Glaubensausdruck.

#### Ausblick:

Schon jetzt ist durch die politischen Entwicklungen unserer Flüchtlingspolitik leider abzusehen, dass wir ab 2008 eine steigende Bereitschaft von Kirchengemeinden und kirchlichen Flüchtlingsorganisationen brauchen werden, die sich schützend vor Asylsuchende stellen, um sie vor staatlicher Abschiebe-Willkür zu bewahren.

Daher ist es Zeichen der Zeit, schon jetzt auf ein breites Bündnis von Kirchen und sozialen Organisationen zuzuarbeiten, um dieser Ausgrenzungspolitik entgegenzuhandeln.

Uta Gerstner

## 12. Schlusswort Bettina Clemens (DW HH) und Detlef Görrig (NMZ)

**Bettina Clemens:** „Es soll jetzt keine lange Arbeitseinheit mehr geben, sondern wir bitten darum, noch einmal kurz ruhig zu werden, so dass wir zusammen diesen Tag abschließen können. Obwohl die vorgesehene Zeit nun schon fast um ist, wollen wir doch noch die Gelegenheit bieten, eine kurze Rückmeldung zur Fachtagung zu geben.“

**Aus dem Plenum:** „*War gut!*“

**Bettina Clemens:** „Die Vorbereitungsgruppe hat sich vorgenommen, die Tagung zu dokumentieren und die Vorträge und Fragestellungen allen zur Verfügung zu stellen. Wir möchten uns nochmals bei Sebastian Borck bedanken, der mit seinem anregenden Beitrag zum Erfolg der Tagung wesentlich beigetragen hat.“

**Sebastian Borck:** „Ich habe gedacht, dass ich den Dank auch zurückgeben muss. Es wird in diesem Zusammenhang immer von Querschnittsaufgabe gesprochen und der Querschnitt sind mindestens wir. Genau das finde ich für die Zukunft wichtig, dass wir im Blick behalten, welche Sachen zusammen gehören. Wir gehen jetzt wieder nach Hause in je unsere Bereiche und merken, dass von der hiesigen bis in die internationale ökumenische Arbeit ein Zusammenhang besteht, den man nicht auseinander reißen darf. Ich sagte mindestens, weil ja auch natürlich noch andere dazu gehören, von denen wir gesprochen haben, die heute nicht dabei sein konnten. Wenn dieses Bewusstsein den weiteren Prozess entlang weiter durchtragen könnte, dann wäre das ein ganz wesentliches Zeichen.“

**Bettina Clemens:** „Das kann ich gut unterstützen sowohl die Idee, dass die einzelnen Arbeitsbereiche sich weiter verabreden, um zu sehen, was dort des Weiteren nötig ist, als auch die Idee, dass wir alle zusammen weiter an dem Thema dran bleiben. Deshalb werden wir sicher Ende des nächsten Jahres noch einmal eine Tagung veranstalten, die wiederum alle Bereiche ansprechen wird. Ich danke alle für die interessanten und anregenden Gespräche und bitte Detlef Görrig mit einem Segen die Veranstaltung abzuschließen.“

**Detlef Görrig:** „Ja, es ist kein ganz üblicher Segen, ich möchte zitieren aus einer Handreichung der EKD aus dem Jahr 2000 – also ein kirchliches Wort, ob es ein Segen wird, schauen wir mal. Da heißt es – ich habe das Wort *Religion* durch *Kultur* ersetzt, weil der interreligiöse Dialog in Deutschland in vielen Fällen ein interkultureller ist:

„Wir können nur dort wirklich in den Raum und das Selbstverständnis der anderen *Kultur* eindringen, wo wir jemanden haben, der uns gleichsam an die Hand nimmt und in die fremde Gesellschaft einführt, bis ein Vertrauensverhältnis entsteht, das die gegenseitige Akzeptanz ermöglicht. So gab es beispielsweise in manchen Kulturen die feste Institution des „Fremdenführers“, der im Auftrag des Häuptlings oder des Fürsten sich des Fremden annahm, ihn begleitete und dafür sorgte, dass das Gastrecht nicht angetastet wurde. Wir brauchen in der Kirche „Grenzgänger“ und „Grenzgängerinnen“, die sich in der Kraft der Liebe Christi und unter der Leitung des Heiligen Geistes zwischen den *Kulturen* bewegen, die die Fremden zu uns einladen und sie begleiten, so dass sie sich inmitten der fremden *Kulturgemeinschaft* sicher fühlen.“

Solche Grenzgänger und Grenzgängerinnen sollten sich aber auch ihrerseits stellvertretend für die eigene Gruppe in die fremde Religionsgemeinschaft begeben und diese von innen heraus kennenlernen, so dass man sich ihnen als Fremdenführer in der anderen Religion anvertrauen kann, wenn diese nicht selbst einen solchen bereitstellt.“<sup>3</sup>

In diesem Sinne wünsche ich allen hier kompetente Fremdenführer, mutige Grenzgänge und Gottes Segen auf dem Weg ins Land des Interkulturellen.  
Gute Reise!

---

<sup>3</sup> Zit. aus der EKD Handreichung „Zusammenleben mit Muslimen“, Gütersloh 2000, 39f. Anstelle des kursiv gedruckten Wortes Kultur steht im Original Religion. Der interreligiöse Dialog mit dem Islam ist in Deutschland zu weiten Teilen auch ein interkultureller.